P. o. germ.
1333
by

o. germ. Schönhuth
1333 by
<36634158030011
<36634158030011
Bayer. Staatsbibliothek
GESCHENK FRESENIUS

Fortunatus

mit seinem

Seckel und Wünschhütlein.

Eine gar wundersame und anmuthige Historie.

Mit schönen Figuren.

Auf's Neu erzählt für Jung und Alt,

von **Ottmar F. H. Schönhuth.**

Reutlingen,

Druck und Verlag von **Fleischhauer** und **Spohn.**

[1849]

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erstes Kapitel.

Wie Fortunatus geboren und erzogen ward, und wie er in die Fremde zog.

In der Stadt Famagusta auf der Insel Cypern lebte ein edler Bürger von altem redlichem Herkommen, Namens Theodorus. Seine Eltern hatten ihm großes Gut hinterlassen, also, daß er reich und mächtig war. Dazu war er jung, eines fröhlichen Muths, und dachte wenig daran, wie seine Eltern zu Zeiten das Ihrige gespart und gemehrt hatten, denn sein Gemüth war ganz und gar auf zeitliche Ehre und irdische Lust gerichtet. Er führte eine königliche Pracht mit Stechen, Turnieren, zu Hof Reiten, und verschwendete damit großes Gut. Das verdroß seine Freunde und Verwandten: darum dachten sie darauf, ihm ein Weib zu geben, um ihn dadurch von seiner unordentlichen Lebensweise abzubringen. Theodorus fand Gefallen an ihrem Vorschlag, und verhieß ihnen, darin zu folgen. Nun sahen sich seine Freunde um, eine Hausfrau ihm zu verschaffen. Da war ein edler Bürger in Nikosia, der Hauptstadt in Cypern, wo die Könige gewöhnlich Hof hielten, der hatte eine schöne Tochter, Namens Gratiana: diese ward ihm anvermählt, und nicht weiter darnach gefragt, was

für ein Mann Theodorus wäre, sondern nur, weil er im Rufe stand, so reich und mächtig zu sein, wurde ihm vergönnt, sie heimzuführen. Es wurde eine köstliche Hochzeit zugerichtet, wie es denn gewöhnlich ist, daß reiche Leute bei einer solchen Gelegenheit sich in ihrer Herrlichkeit zeigen. Als nun die Hochzeit vorüber war, und Jedmänniglich sich wieder zur Ruhe begab, nahm Herr Theodorus seine Braut zu sich und lebte mit ihr gar freundlich und tugendlich, also, daß es den Verwandten wohl gefiel, und sie meinten, ein gutes Werk vollbracht zu haben, weil sie den Theodorus, der so wild gewesen, mit einem Weibe so zahm gemacht hatten; jedoch war ihnen unkund, daß der Natur nicht wohl zu widerstehen sei.

Und es geschah, ehe noch das erste Jahr nach der Vermählung zu Ende war, gebar Gratiana ihrem Ehherrn einen Sohn, worüber die beiderseitigen Verwandten gar sehr erfreut waren. Der Sohn wurde getauft und erhielt den Namen Fortunatus. Auch Herr Theodorus freute sich darüber gar sehr; doch fing er bald darauf sein altes Wesen wieder an mit Stechen, Turnieren, vielen Knechten und köstlichen Rossen, ritt dem König zu Hof, ließ Weib und Kind daheim, und fragte nicht, wie es zu Hause ging. Heute verkaufte er ein Gut, morgen ein anderes: das trieb er so lang und viel, bis er Nichts mehr zu verkaufen und zu versetzen hatte. Also kam er in Armuth, verzehrte seine Tage unnützlich, und war am Ende so arm, daß er weder Knechte noch Mägde mehr zu halten vermochte, und mußte die gute Frau Gratiana selber kochen und waschen als ein armes Weib.

Und es geschah, als sie einmal zu Tische saßen und sich gerne gütlich gethan hätten, wenn sie es nur gehabt hätten, da blickte der Vater den Sohn gar ernstlich an, und seufzte von Grund seines Herzens. Das ersah Fortunatus, der nun achtzehn Jahr alt war und noch Nichts verstand, als lesen und seinen Namen schreiben; aber auf's Federspiel und andres Waidwerk verstand er sich trefflich, denn das war seine Kurzweil. Er fing an und sprach: Lieber Vater, was liegt dir auf dem Herzen? ich habe gar wohl an dir gemerkt, wenn du mich ansiehst, daß du betrübt wirst; so bitte ich dich, sage mir, habe ich dich auf irgend eine Weise erzürnt, so laß es mich wissen, denn ich bin Willens, ganz und gar nach deinem Gefallen zu leben. Der Vater antwortete: O lieber Sohn, um was ich traure, daran hast du keine Schuld, ich kann auch Niemanden beschuldigen, als mich selbst. Wenn ich daran denke, wie großes Gut ich besessen und auf wie unnütze Weise ich dessen ledig geworden bin, was meine Vorfahren so treulich erspart haben, was ich von Rechtswegen auch hätte thun und unser altes Geschlecht bei Ehren erhalten sollen: wenn ich alsdann dich ansehe und daran denke, wie ich dir weder rathen noch helfen kann, so empfinde ich großes Herzeleid und Tag und Nacht keine Ruhe. Dazu sehe ich, wie mich alle Diejenigen verlassen, mit denen ich mein Gut so mildiglich getheilt habe, und denen ich jetzt unwerther Gast bin.

Darauf antwortete Fortunatus: Liebster Vater, laß ab von deinem Trauren und sorge nur gar nicht für mich: ich bin jung, stark und gesund, und will gehen in fremde Lande, um zu dienen, denn es ist noch viel

Glück in der Welt; ich hoffe zu Gott, daß auch mir noch ein Theil davon werden soll. Du aber hast einen gnädigen Herrn an unsrem König: ergebe dich in seine Dienste, und er wird dich und meine Mutter nicht verlassen bis an das Ende; wegen meiner aber sei ohne Sorgen, ich bin erzogen und sage euch großen Dank dafür. Damit stand er auf und ging mit seinem Federspiel, das ihm auf der Faust saß, aus dem Hause, dem Gestade des Meeres zu und gedachte, was er nun anfahen wollte, damit er seinem Vater nicht mehr vor die Augen käme, und dieser sich nicht länger über ihn betrübe.

Und es geschah, als er am Meere hin und her ging, da lag im Hafen eine Venediger Galeere, welche Pilger nach Jerusalem gebracht hatte; auf dieser befand sich ein Graf von Flandern, dem zwei Knechte gestorben waren. Weil nun der Graf kein Geschäft mehr beim König in Cypern hatte, und der Schiffspatron auch fertig war, so blies man eben, daß Alles zu Schiff gehen sollte, damit man die Anker lichten könnte; und der Graf mit vielen andern Edelleuten kam, um in das Schiff zu steigen. Das sah der betrübte Fortunatus und gedachte: o möchte ich ein Knecht dieses Herrn werden, und so weit mit ihm fahren, daß ich nicht mehr nach Cypern käme. Mit diesen Gedanken trat er dem Grafen entgegen, machte ihm eine gar schöne Reverenz, daran der Graf wohl merkte, daß es keines Bauern Sohn wäre, und hub an und sprach: Gnädiger Herr, wenn ich recht gehört habe, so sind eure Knechte mit Tod abgegangen; bedürfet ihr wohl nicht eines andern Knechts? Der Graf fragte: Was kannst du? Fortunatus

antwortete: Ich kann jagen, beizen und was zum Waidwerk gehört, dazu einen Knecht versehen, wenn es vonnöthen ist. Der Graf sagte: Du wärest mir schon recht, aber ich bin von fernen Landen, und ich fürchte, du ziehest nicht gerne mit mir so weit von dannen. O, gnädiger Herr, antwortete Fortunatus, und wenn ihr noch so ferne zöget, ich wollte vier Mal so weit mit euch fahren. Was muß ich dir zu Lohn geben? fragte der Graf. Fortunatus sagte: Ich begehre keinen Lohn, gnädiger Herr; je nachdem ich diene, so lohnet mir. Dem Grafen gefielen die Worte des Jungen wohl, er sprach: Die Galeere will alsbald abfahren, bist du fertig? Ja, Herr, entgegnete Fortunatus — damit warf er das Federspiel, so er auf der Faust hatte, in die Luft, ließ es fliegen und ging ungesegnet, ohne Urlaub von Vater und Mutter, mit dem Grafen in die Galeere als sein Knecht. Also fuhr Fortunatus mit seinem Herrn vom Lande und kam glücklich gen Venedig, so wenig er auch Geld in der Tasche hatte.

Zweites Kapitel.

Wie Fortunatus bei seinem Herrn in große Gunst kommt, zuletzt aber von seinem Hofe flieht.

Und es geschah, als sie gen Venedig ankamen, da war der Graf nicht Willens, allda lange zu verweilen, denn er hatte schon früher die Herrlichkeit dieser Stadt gesehen; seine Begierde stand vor Allem nach der Heimath und seinen guten Freunden, wie er denn auch Willens war, so ihm Gott vom heiligen Land wieder

heimhülfe, eine Gemahlin zu nehmen. Das war eines Herzogen von Cleve Tochter, welche gar jung und schön war; und es war Alles verabredet auf seine Zurückkunft, darum er auch so sehnlich nach Hause verlangte.

Schnell rüstete sich der Graf wieder zur Weiterreise; er ließ kostbare Pferde kaufen, deßgleichen schöne Kleinodien und Gewande von Sammt, Gold und Seide, und was sonst zu einer köstlichen Hochzeit gehört. Wiewohl der Graf viele Knechte hatte, so verstand doch Keiner die wälsche Sprache, wie Fortunatus; der war denn auch geschickt, zu reden und einzukaufen, weßwegen der Graf ein großes Wohlgefallen an ihm hatte und ihn gar sehr lieb gewann. Als Fortunatus das merkte, befließ er sich, seinem Herrn je länger je besser zu dienen; des Abends war er allezeit der Letzte, und des Morgens der Erste bei ihm, und das merkte sein Herr wohl. Als man nun dem Grafen viele Rosse gekauft hatte, darunter auch etliche schlimme waren, wie es immer der Fall ist, da hielt der Graf eine Musterung darüber, theilte sie unter seine Diener aus, und gab dem Fortunatus eines der besten. Das verdroß die andern Knechte, und von Stund an warfen sie einen Haß auf Fortunatus. Sehet, sagte Einer zu dem Andern, hat uns nicht der Teufel mit dem Welschen betrogen? Nichts desto minder mußten sie es geschehen lassen, daß er mit seinem Herrn ritt, und durfte ihn Keiner bei demselben verklagen oder verunglimpfen.

Also kam der Graf mit Freuden heim und ward herrlich empfangen von allen seinen Unterthanen, denn sie hatten ihn lieb, da er ein frommer Graf war, der seine Untergebenen auch lieb hatte. Und es geschah, als

er in sein Land gekommen war, da kamen seine Nachbarn und guten Freunde, die empfingen ihn gar schön, und lobten Gott, daß er eine so gottselige Reise vollbracht hätte; auch fingen sie bald an, von seiner Vermählung zu reden: damit war er auch wohl zufrieden, und begehrte nur, daß die Sache bald vor sich ginge. Das geschah auch, nach kurzen Tagen, und es ward ihm des Herzogen von Cleve Tochter anvermählt. Da ward eine große und köstliche Hochzeit gehalten, bei der sich viele Fürsten und Herren einfanden; es wurde turniert, scharf gerannt, und Ritterspiel jeder Art getrieben unter den Augen der schönen und edlen Frauen. Wieviel aber auch die Fürsten und Herren edler Knechte oder sonstiger Diener mit sich auf die Hochzeit brachten, so war doch keiner unter ihnen, dessen Dienst und Wesen Frauen und Männern besser gefiel, als des Fortunatus. Alle fragten den Grafen: von wannen ihm der höfliche Diener käme? Er sagte ihnen, wie er zu demselben gekommen wäre auf der Heimfahrt von Jerusalem, auch wie er ein so guter Jäger wäre, also, daß die Vögel in der Luft und die Thiere in dem Walde nicht vor ihm sicher wären; zudem könne er sonst wohl dienen und Jedermann behandeln, je nach dem er wäre. Um solches Lobs willen erhielt Fortunatus manches Geschenk von Fürsten und Herren, auch edlen Frauen.

Als nun die Fürsten und Herren gestochen hatten, ward der Herzog von Cleve mit seinem Tochtermann, dem Grafen, zu Rath, daß sie den Dienern der Herren, so auf der Hochzeit wären, zwei Kleinode, bei 200 Kronen werth, aussetzen wollten; um diese sollten sie zwei Tage lang stechen, und wer das Beste thäte, der

sollte der Kleinode eines haben. Darüber wurden die Diener froh, und Jeder verhoffte das Beste zu thun.

Und es geschah, als sie den ersten Tag stachen, zwanzig gegen zwanzig, da gewann ein Diener des Herzogs von Brabant den Preis, und als sie den andern Tag stachen, da gewann Fortunatus den Preis. Das mißfiel dem meisten Theil der Diener, und alle baten den Timotheus, den Diener des Herzogs von Brabant, er solle den Fortunatus herausfordern, mit ihm zu stechen und ihm sein Kleinod gegen das seinige setzen. Timotheus konnte seinen guten Gesellen die Bitte nicht abschlagen, und entbot dem Fortunatus, er wolle sein Kleinod gegen das seinige setzen, und mit ihm darum stechen vor den Frauen und Jungfrauen, welcher dann das Beste thäte, der sollte beide Kleinode haben. Als Fortunatus das vernahm, bedachte er sich nicht lange und sagte es ihm zu. Die Geschichte kam vor die Herren und sie hörten es gerne.

Also rüsteten sich die beiden Gesellen: sie kamen auf den Plan, ritten männlich gegen einander, und hätte Jeder gern das Beste gethan; doch beim vierten Ritt rannte Fortunatus den Timotheus eine ganze Lanzenlänge hinter sich vom Gaul, und gewann also auch das andre Kleinod. Da erhub sich erst ein großer Neid und Haß, allermeist aber unter den Dienern des Grafen von Flandern. Dieser aber sah es gerne, daß einer seiner Diener das Kleinod gewonnen hatte; von dem Unwillen jedoch, den seine Leute gegen Fortunatus hatten, wußte er nichts, auch wagte es Keiner, dem Grafen davon zu sagen.

Nun war ein alter listiger Fuchs, Namens Rupert, unter diesen Dienern, der sprach: hätte er zehn Kronen

baar, so wollte er den Welschen dazu bringen, daß er von freien Stücken, ohne Urlaub seines Herrn, hinwegritte; auch wollte er es so anstellen, daß keiner von ihnen deßhalb in Verdacht käme. Alle sprachen zu ihm: o lieber Rupert, kannst du das, was feierst du denn? Rupert entgegnete: Ich kann es ohne Geld nicht zuwege bringen: so gebt mir ein Jeder eine halbe Krone, und bringe ich dann den Gesellen nicht vom Hof, so will ich einem Jeden eine ganze Krone geben. Da waren sie Alle willig, und welcher sie nicht baar hatte, dem liehen die Andern, also, daß sie fünfzehn Kronen zusammen brachten, die sie dem Rupert gaben. Der sprach: Nun rede mir Niemand dazwischen, und thue Jedermann, wie zuvor in allen Dingen. Also gesellte sich Rupert zu Fortunatus, war gar freundlich mit ihm und erzählte ihm alle Geschichten, die sich im Lande ereignet hatten; das hörte Fortunatus gar gerne. Auch fing Rupert an, ihn zu losen Gesellschaften zu bringen, und wo sie also hinkamen, sandte er nach Wein und schleckhaften Speisen, denn er wußte wohl, was zu solchem Leben gehört. Dabei lobte er seinen Gesellen gar sehr, wie er so reich und edel wäre, was Fortunatus gar wohl leiden mochte. Zuweilen wollte derselbe auch etwas auftischen, aber Rupert ließ es ihm nicht zu und sprach: Er wäre ihm lieber, denn keiner seiner Brüder, und was er hätte, das gönne er ihm, und solcher guten Worte gab er ihm viele. Dieses lustige Leben trieben sie so lang, bis es die übrigen Diener verdroß und sie endlich sprachen: Meinet Rupert, den Fortunatus mit solchem Leben wegzubringen? fürwahr, wenn er noch jenseits des Meers wäre, und wüßte solches Leben dahier, er

dächte darauf, sobald als möglich hieher zu kommen. Thut Rupert nicht, was er uns verheißen, er muß uns dreißig Kronen geben, und wenn es sein letzter Heller wäre. Rupert erfuhr das, spottete seiner Gesellen und sprach: Wahrlich, ich weiß mir sonst keinen Tag mehr zu machen, als mit eurem Gelde.

Als sie aber das Geld ganz und gar mit einander verzehrt hatten, an einem Abend spät, da sich der Graf mit seiner Gemahlin zur Ruhe begeben hatte und Niemand auf den Dienst warten durfte, kam Rupert zu Fortunatus auf seine Schlafkammer und sprach: Ach, mein lieber Freund, mir ist von meines Herrn Kanzler, der mein besonders guter Freund ist, etwas insgeheim gesagt worden; wie wohl er mir's hoch und theuer, so lieb mir seine Freundschaft sei, verboten hat, weiter zu sagen, so kann ich's dir doch, als meinem guten Gönner, nicht verhalten, denn es ist ein Handel, der dich besonders betrifft. Du weißt, daß unser Herr und Graf sich eine schöne Gemahlin genommen, auch sonst viele schöne Frauen und Jungfrauen in seinem Frauenzimmer hat; wegen diesen und seiner Gemahlin traut er nicht den jungen Kämmerlingen, die im Frauengemach dienen, darum ist er von Eifersucht geplagt, auf einen seltsamen Gedanken gerathen, um bösen Dingen zuvorzukommen. Er will morgen gen Laufen reiten, wo er mit einem Grafen um Land und Leute zu rechten hat, und will alle seine Diener mitnehmen, denn er weiß, daß sein Widerpart auch prunkhaft aufziehen wird. Wenn er also daselbst sein wird, will er seine vier Kämmerlinge entmannen lassen, es sei ihnen lieb oder leid, denn es ist ein gar guter Meister zu Laufen;

und dann will er sie wieder im Frauengemach dienen lassen.

Als Fortunatus diese Worte hörte, erschrack er über die Maßen, und fragte ihn weiter nichts, als, ob er nicht einen Ausgang aus der Stadt wüßte; er wollte ihn bitten, daß er ihm diesen weise; denn von Stund an, sprach er weiter, will ich hinweg und meines Herrn Vorhaben nicht abwarten, und gäb' er mir all sein Gut, ja, könnte er mich zum König in England machen, so will ich ihm keinen Tag mehr dienen. Darum, lieber Rupert, hilf und rathe mir, daß ich hinweg komme. Da sprach Rupert: Mein lieber Fortunatus, die Stadt ist aller Orten verschlossen, und Niemand kann aus und einkommen bis Morgen früh, so man Messe läutet; da schließt man zuerst das Thürlein, so man die Kühpforte heißt, auf. Doch, mein Lieber, warum willt du dich der Sache weigern, die man mit dir vorhat? wärst du nicht ein gemachter Junker dein Lebenlang? ich wollte, daß man mich zu Solchem bestimmte, da würde ich mich gar nicht lange bedenken, sondern mich willig darein geben. Fortunatus erwiederte: Ich wollte eher betteln gehen, und eine Nacht nicht liegen, da, wo ich die andre gelegen. Rupert sprach: Mir ist leid, daß ich dir solche Dinge geoffenbart habe, denn ich sehe wohl, daß du durchaus von hinnen willt; und doch hab ich all mein Hoffen auf dich gesetzt, daß wir als Brüder mit einander leben wollten. Da du aber dennoch ziehen willt, so laß mich durch Briefe wissen, wo du deinen Aufenthalt nehmen wirst, dann, wenn unser Herr das Frauengemach mit Dienern versehen hat, wegen denen er nimmer in Sorgen sein darf, so will ich dir schreiben, auf daß

du wiederkehrst, denn ich zweifle nicht, daß du allwegen an dem Grafen einen gnädigen Herrn habest.“

Fortunatus antwortete ganz schnell: Du sollt mir weder schreiben, noch etwas entbieten, auch nicht offenbaren, daß ich davon geritten bin, ich sei denn zuvor zwei Tage hinweg gewesen. Das verhieß ihm Rupert, nahm ganz kläglich von ihm Abschied, als ob es ihm gar leid wäre; segnete ihn und wünschte ihm das ganze himmlische Heer zum Geleite. Ach! was guter Worte gingen da aus einem falschen Herzen! Judas Ischarioth war ein frommer Mann gegen diesen Rupert.

Inzwischen war es Mitternacht geworden, wo Jedermänniglich zur Ruhe geht; aber dem Fortunatus kam kein Schlaf in die Augen: jede Stunde däuchte ihm von Tageslänge, denn er besorgte, der Graf würde es inne, daß er hinweg wollte und ließe ihn fahen. Mit Angst und Noth erwartete er, bis der Tag anbrach; da war er auf, gestiefelt und gespornt, nahm Hund und Federspiel, als ob er auf die Jagd wollte, und ritt von dannen; er eilte so sehr, daß, wenn ihm ein Aug entfallen wäre, er sich nicht Zeit genommen hätte, es aufzuheben.

Drittes Kapitel.

Wie Fortunatus zu London in böse Gesellschaft gerieth.

Und es geschah, als er zehn Meilen geritten war, da kaufte er ein andres Pferd, setzte sich darauf und ritt eilends weiter; dem Grafen aber sandte er Roß, Hund und Federspiel wieder heim, damit er keine Ursache hätte, ihm nachzusenden. Als nun der Graf erfuhr,

daß Fortunatus ohne Urlaub hinweggegangen war, da er ihm doch nichts Böses bewiesen, auch seinen Sold nicht ausbezahlt hatte, befremdete ihn das sehr; er fragte alle seine Diener, und jeglichen insbesondere, ob keiner wüßte, was doch die Ursache seines Entweichens wäre. Aber alle sagten: Sie wüßten es nicht, und schwuren, daß sie ihm kein Leid gethan hätten. Auch seine Gemahlin und ihre Frauen fragte er, ob ihm Jemand etwas zuwider gethan hätte. Die Gräfin und ihre Frauen sagten: Es wäre ihm kein Leid geschehen, weder mit Worten noch mit Werken; ja, am Abend, als er von ihnen gegangen, sei er fröhlicher gewesen, als je: er habe ihnen von seinem Lande erzählt, wie da die Frauen bekleidet gingen, und von andern Sitten und Gewohnheiten. Und das Alles, erzählten sie, sprach er in so bösem Deutsch, daß wir das Lachen nicht verbergen konnten, und da er uns lachen sah, fing er auch an, mitzulachen, und mit lachendem Mund ist er von uns geschieden. Der Graf sprach: Kann ich es jetzt nicht inne werden, warum Fortunatus davon gegangen ist, so erfahre ich es doch später; und fürwahr werde ich's inne, daß etwa einer der Meinigen Ursache seines Hinwegscheidens ist, der soll es mir entgelten. Fortunatus hat bei 500 Kronen bei mir verdient, so lang er hier gewesen ist; und ich hätte gemeint, er würde sein Lebenlang nic[illegible]ir hinwegbegehren: ich sehe aber wohl, daß er nicht Lust hat, wieder zu kommen, weil er seine Kleinode und was er Gutes besaß, mit sich hinweggenommen hat.

Als nun Rupert sah, wie es seinem Herrn so leid war um Fortunatus, befürchtete er, seiner Gesellen einer

möchte etwa sagen, wie er ihn hinweggeschafft hätte; er ging daher zu Jedem insbesondere und bat sie alle, ja nicht zu melden, daß er Ursache seiner Entweichung sei. Das gelobten sie ihm auch treulich zu thun. Sie hätten aber alle gern gewußt, mit welcher List er ihn dazu gebracht hätte, daß er so eilends ohne Urlaub, als hätte er etwas Böses verbrochen, entflohen war. Da war einer unter ihnen, den Rupert vor allen andern wohl leiden mochte, der lag ihm an mit Fragen und wollte wissen, wie er den Fortunatus hinweggebracht hätte. Da er nicht nachließ, sagte Rupert also: Fortunatus hat mir erzählt, wie sein Vater Theodorus zu Cypern in Armuth gekommen und nun an dem Hof des Königs diene — da habe ich ihm die Kunde gebracht, wie ein reitender Bote zum König von England eile, ihm zu sagen, daß der König von Cypern Todes verschieden, denn sie wären nahe Verwandte; der Bote aber habe mir gesagt: noch vor seinem Tode habe der König von Cypern seinen Vater in den Grafenstand erhoben, und ihm die Herrschaft des ohne Leibeserben verstorbenen Grafen Anselm von Terraina geschenkt. Als ich das sagte, wollte er meiner Rede nicht viel Glauben schenken, nur sprach er: Ich wollte gern, daß es meinem Vater wohl ginge; und damit ist er davon geritten. Da die andern Diener diese Rede vernahmen, sprach einer zu dem andern: Wie ist doch Fortunatus so unklug gewesen; wäre ihm wirklich solches Glück zugefallen, und hätte er es unserm Herrn gesagt, der hätte ihn stattlich ausgerüstet, und unsrer drei oder vier ihm beigegeben, so wäre er mit großen Ehren von hinnen gekommen, und hätte sein Leben lang einen gnädigen Herrn gehabt.

Wir kehren wieder zu Fortunatus zurück. Als er das Roß seines Herrn zurückgeschickt hatte, war er immerdar noch in Sorgen, man möchte ihm nachreiten; daher eilte er noch schleuniger, bis er gen Calais kam. Da setzte er sich in ein Schiff und fuhr gen England, denn er fürchtete sich gar sehr vor dem, was ihm nach Ruperts Aussage hätte geschehen sollen. Erst, als er auf englischem Boden war, fing er an, wieder gutes Muths zu werden. Also kam er gen London, in die Hauptstadt Englands, wo von allen Orten der Welt Kaufleute wohnen und ihr Gewerbe treiben. Da war denn auch eine Galeere aus Cypern angekommen mit köstlichem Kaufmannsgut und vielen Kaufleuten. Darunter waren zwei Jünglinge, die reiche Väter in Cypern hatten, und denen viele kostbare Waaren anvertraut waren. Sie waren aber zuvor nie auswärts gewesen, und wußten nicht viel, wie man sich halten soll in fremden Landen, außer, was sie von ihren Vätern gehört hatten. Als nun die Galeere die Waaren ausgeladen hatte, und dem König der Zoll entrichtet war, so, daß ein Jeder mochte kaufen und verkaufen, fingen die Jünglinge ihre Handelschaft an, und lösten ein großes Geld, worüber sie viele Freude hatten, denn sie waren noch nicht gewohnt, mit baarem Geld umzugehen.

Zu denen nun kam Fortunatus; sie empfingen einander gegenseitig gar herzlich als Landsleute, und wurden gute Gesellen. Leider aber fanden sie alsbald auch eine Rotte unnützer Buben, die ehrliche Leute mit schönen Frauen, mit Spielen und Wohlleben zu locken wußten. Zu diesen gesellten sie sich und lebten mit ihnen in Lust und Freuden. Wenn einer etwas Schönes hatte,

so wollte der andre noch Schönres haben, es mochte kosten, was es wollte. Das trieben sie bis zu einem halben Jahr; da kam es bald so weit, daß sie nicht viel baar Geld mehr hatten: doch war der eine mehr los geworden, als der andre.

Fortunatus, der am Wenigsten hatte, war auch am ersten fertig. Seinen Gesellen erging es nicht viel besser, denn was sie in London gelöst hatten, das ward Alles verthan mit schönen Frauen. Da war die Liebe bald aus; nichts desto weniger meinten die thörichten Jungen, sie wären noch geliebt. Darum ward ihrer nicht wenig gespottet, und es hieß nur: Fahret hin und holet mehr. Indessen waren die Kaufleute von Cypern mit Kaufen und Verkaufen fertig geworden, und der Schiffspratron rüstete sich, hinweg zu fahren. So gingen auch die zwei Jünglinge in ihre Herberge und machten ihre Rechnung; sie fanden, daß sie wohl viel Geld gelöst, aber nicht viel Waaren gekauft hatten nach ihres Vaters Anweisung. Vielmehr war Alles um nassen Zucker weggegeben, und hätten sie noch mehr gelöst gehabt, es wäre auch aufgegangen. Sie setzten sich wieder auf die Galeere und fuhren heim ohne Kaufmannsschatz; wie sie aber von ihren Vätern empfangen wurden, dafür lassen wir sie sorgen.

Als nun Fortunatus wieder allein und ohne Geld war, gedachte er bei sich, hätte ich nur zwei oder drei Kronen, so wollte ich gen Frankreich fahren und einen Herrn suchen; ging also wieder zu seiner Geliebten und bat sie, ihm zwei oder drei Kronen zu leihen, denn er wolle zu seinem Vetter gen Flandern, um 400 Kronen zu holen, welche sie dann recht lustig mit einander durch-

bringen wollen. Sie sprach: Weißt du Geld zu holen, so magst du es thun, doch ohne meinen Schaden. Da merkte Fortunatus wohl, daß er hier kein Geld zu hoffen habe, und dachte bei sich: Hätte ich nur mein Geld wieder, ich wollt ihr es nicht wieder zu verwahren geben. Er sprach: Liebes Kind, laß Wein holen, damit wir mit einander Eins trinken können. Die Dirne rief ihrer Magd und sprach: Geh' und hol' eine Kanne Dünnbier, und laß den Esel saufen. Das war der Dank, den er um die Dirne verdient hatte.

Als sich Fortunatus also verlassen sah, gedachte er: Ich muß dienen so lange, bis ich zwei oder drei Kronen verdient habe; er ging auf die sogenannte Lombardenstraße, wo alle Welt zusammenkam, und fragte allda, ob Niemand einen Knecht brauche? Da traf er einen reichen Kaufmann von Florenz, welcher eine große Menge von Dienern um sich hatte, die er alle in seinem Gewerb brauchte: der nahm ihn in seinen Dienst und versprach ihm monatlich zwei Kronen Lohn. Der Kaufmann, welcher Jeronimo Roberto hieß, ließ ihn, sobald er nach Hause kam, bei Tisch dienen, und merkte bald, daß Fortunatus schon bei ehrsamen Leuten gewesen war. Darum übertrug er ihm nach kurzer Zeit, die Güter auf die Schiffe zu führen, und wenn die Schiffe kamen, dieselben zu entladen, denn diese lagen gar ferne vor der Stadt vor Anker. So brachte Fortunatus die meiste Zeit auf dem Hin- und Herwege nach dem Hafen zu, und er verrichtete alle Dinge gar wohl.

Viertes Kapitel.

Wie Fortunatus sammt seinem Herrn und dessen Gesind wegen eines Mords in Verdacht kam, den der böse Schalk Andreas, der Florentiner, verübt hatte, wie er aber wieder frei wurde.

In diesen Zeiten hielt sich zu London ein Florentiner auf, eines reichen Mannes Sohn, genannt Andreas, dem hatte sein Vater großes Gut gegeben, und ihn damit gen Brügge in Flandern gesendet: das hatte er in kurzer Zeit vergeudet, aber damit hatte er noch nicht genug, sondern er nahm noch Wechsel auf seinen Vater auf, dem er schrieb, er wolle ihm demnächst große Sendungen von Waaren zukommen lassen, da er so gute Geschäfte gemacht habe. Das glaubte der Vater und bezahlte für seinen Sohn so lange und viel, bis daß er selbst nichts mehr hatte, und wartete fest auf die Waaren, welche ihm sein Sohn schicken wollte — aber er soll sie ihm noch senden. Als nun der Bube gar nichts mehr hatte und der Glaube unter den Kaufleuten verloren war, daß ihm Niemand weder leihen noch geben, noch borgen wollte, da gedachte er, nach Florenz zu gehen, ob er nicht etwa eine alte reiche Wittwe fände, welche ihn ehlichte und also aus der Noth rieße.

Und es geschah, als er heimwärts fuhr, kam er in eine Stadt in Welschland, Turin genannt: da lag ein reicher Edelmann gefangen, der aus London war; das hörte er von dem Wirth. Lieber Mann, sprach er zu diesem, könnte ich nicht zu dem gefangenen Mann kommen? Der Wirth sprach: Ich will euch wohl zu

ihm führen, er liegt aber so hart angeschmiedet, daß es euch wohl erbarmen wird. Als Andreas zu dem Gefangenen kam, redete er ihn auf Englisch an. Dessen war derselbe froh, und er fragte den Andreas: Ob er nicht zu London den Jeronimo Roberto kenne? Ja wohl, den kenne ich, entgegnete Andreas, er ist sogar mein guter Freund. Da sprach der Gefangene: Lieber Andreas, lasset eure Reise gen Florenz und ziehet dafür zu Jeronimo Roberto und saget ihm, er solle rathen und helfen, daß ich losgekauft werde; er kennt mich und weiß wohl, was ich im Vermögen habe. Meine Verwandten meinen, der König solle mich auslösen, weil ich in seinem Dienste gefangen wurde, aber der König will es nicht thun, indem er sagt, er habe mir einen großen Sold gegeben, nämlich täglich vier Kronen auf zwei Pferde — und warum ich nicht weiter umgeritten sei, auf daß ich den Feinden nicht in die Hände gefallen wäre. Zum andern zieme es sich nicht, daß ein König Gefangene löse, denn, wenn man einen Gefangenen um 1000 Kronen losließe, so müßte ein König 10,000 geben. Aus diesen Gründen lösen sie mich nicht, und währt es noch eine Weile, so komme ich um meine heilen Glieder, denn schon fangen mir die Schenkel an zu faulen. Darum saget dem Jeronimo Roberto, daß er mich doch ledigen möge, ich wolle ihm das ausgelegte Geld dreifach wiedergeben; ihr aber befleißiget euch doch, und seid mir hülfreich in meiner Lage, so will ich euch für eure Mühwaltung 500 Kronen geben, und noch dazu ein gutes Amt verschaffen. Saget auch meinen Verwandten, daß ihr hier bei mir gewesen, und daß sie für mich Bürge bei Jeronimo werden mögen.

Andreas versprach dem Gefangenen, sich in der Sache Mühe geben zu wollen, zog also gen London und brachte die Sache, so ihm befohlen, an den Jeronimo Roberto. Dem Kaufmann hätte die Sache ganz wohl gefallen, wenn er nur gewiß gewesen wäre, daß ihm für eine Krone drei würden. Nun kannte er den Andreas, daß er ein böser Bube war; nichts desto weniger, sagte er zu ihm: gehe hin zu den Freunden des Gefangenen und an des Königs Hof: magst du Mittel und Wege finden, mir Bürgschaft zu leisten, so will ich das Geld darleihen. Andreas meldete nun den Freunden des Edelmanns, wie es um denselben stünde, und wie er so hart angeschmiedet wäre; es lag ihnen aber nicht so hart an, sondern sie wiesen ihn an den König und seine Räthe: diesen sollte er es vorhalten, denn er wäre ja in des Königs Auftrag versendet gewesen. Als nun Andreas an den Hof kam und mit seiner Sache nicht gleich ankommen konnte, hörte er sagen, daß der König von England seine Schwester dem Herzogen von Burgund zur Gemahlin gegeben, und diesem auch schuldig sei, die Brautkleinodien zu senden, welche er mit vieler Mühe zusammengebracht habe; denn es seien gar köstliche Kleinodien, und habe sie der König einem frommen Edelmann übergeben, der zu London mit Weib und Kind ansäßig sei.

Kaum hatte Andreas solches gehört, so suchte er den Edelmann auf, gesellte sich zu ihm und sprach: Da er vernommen, daß der König dem Herzog von Burgund durch ihn köstliche Kleinode senden wolle, so bäte er ihn gar freundlich, daß er ihn die Kleinodien sehen ließe, denn er wäre ein Juwelier, und habe schon zu Florenz

gehört, daß der König solchen Köstlichkeiten nachfrage. Darum sei er auch aus so großer Ferne hergekommen, in der Hoffnung, der König werde ihm auch einige Stücke abkaufen. Der fromme Edelmann sprach: So kommt mit mir, ich will sie euch sehen lassen. Damit führte er ihn mit sich in sein Haus. Nun war es eben Mittag; da sprach der Edelmann: Wir wollen zuvor speisen, so wird meine Frau nicht unwillig. Sie aßen also mit einander und tischten gar lange, wie es denn Gewohnheit in England ist.

Als sie nun gegessen hatten und fröhlich gewesen waren, führte der Edelmann seinen Gast in seine Schlafkammer, schloß eine gar schöne Küste auf, daraus zog er eine Lade mit den Kleinodien hervor, und ließ sie ihn genugsamlich besehen. Es waren fünf Kleinodien, 50,000 Kronen an Werth; je länger man sie besah, desto besser gefielen sie einem. Andreas lobte sie sehr und sprach: Ich habe wohl auch einige Stücke; wären sie also eingefaßt, sie sollten etliche von diesen hier noch ausstechen. Das hörte der Edelmann gerne und dachte: hat der Wälsche so köstliche Kleinodien, so muß unser Herr König noch mehrere kaufen. Also gingen Beide wieder gen Hof. Andreas sprach: Morgen Mittag sollt ihr mit mir essen im Hause des Jeronimo Roberto: dann will ich auch meine Kleinodien euch sehen lassen. Das gefiel dem Edelmann wohl.

Also ging Andreas zu Jeronimo Roberto und sprach zu ihm: Ich habe einen Mann gefunden an des Königs Hof, der wird mir helfen den Gefangenen ledigen, und für gute und gewisse Bürgschaft sorgen. Dem Jeronimo Roberto gefiel das wohl. Andreas

sprach: Bereitet morgen nur eine stattliche Mahlzeit, so bringe ich ihn, daß er mit uns ißt. Das geschah, und um die Mittagsmahlzeit brachte Andreas den Gast mit sich; ehe sie jedoch zu Tische saßen, sagte Andreas zu Jeronimo: Man soll nicht Viel von dem gefangenen Mann reden, denn es muß heimlich zugehen.

Also aßen sie, waren fröhlich und tischten lange; und als die Mahlzeit vorüber war, ging Jeronimo in seine Schreibstube. Jetzt, sagte Andreas zu dem Edelmann: kommt mit mir hinauf in meine Kammer, so will ich euch meine Kleinode auch sehen lassen. So gingen sie mit einander in eine Kammer: die war über dem Saal, darin sie gesessen hatten. Als sie in die Kammer traten, that Andreas, als wollte er eine große Truhe aufschließen, zückte ein Messer und stach den Edelmann, daß er fiel; dann schnitt er ihm die Gurgel ab, zog ihm einen güldenen Ring, darein sein Siegel künstlich gegraben war, vom Daumen, nahm die Schlüssel von seinem Gürtel, ging eilends in des Edelmanns Haus und sprach zu seiner Frau: Edle Frau, euer Gemahl sendet mich zu euch, daß ihr ihm die Kleinode schicket, die er mich gestern sehen ließ: zum Wahrzeichen sendet er euch hiebei seinen Siegelring und die Schlüssel zum Kästlein, darin die Kleinode liegen. Die Frau glaubte den Worten des Schalks und schloß den Behälter auf; sie fanden jedoch die Lade mit den Kleinodien nicht. Da gab die Frau dem Wälschen Alles wieder und sprach: Saget meinem Manne, daß wir die Kleinode nicht finden können; er solle selbst kommen und sehen, wo sie seien.

Andreas war sehr bestürzt, daß er einen Mord begangen und doch die Kleinode nicht bekommen hatte.

Während er noch in des Edelmanns Haus war, floß das Blut durch die Dielen in den Saal hinunter in Roberto's Schreibstube. Das sah der Hausherr, rief alsbald seinen Knechten und sprach: Von wannen kommt das Blut? Diese liefen und sahen nach: da fanden sie den frommen Edelmann zu oberst in der Kammer todt liegen. Da erschracken sie gar sehr und wußten vor großem Schrecken nicht, was sie anfangen sollten. Indem kommt der Schalk Andreas daher; Unglücklicher, schrieen sie ihm entgegen, was hast du gethan? Da sagte der Bösewicht: Ich habe mich nur meines Lebens gegen den Mann erwehrt, denn er wollte mich ermorden, weil er glaubte, ich habe Kostbarkeiten bei mir. So ist es besser, daß ich ihn ermordet habe, denn er mich. Darum schweigt still und macht kein Geschrei, so will ich den Mann in den Brunnen werfen, und wenn Jemand nach ihm fragt, so saget: als die Herren gegessen hatten, gingen sie hinweg, und haben wir sie seither nimmer gesehen. Damit warf der Schalk den Leichnam in den Brunnen, und eilte Tag und Nacht, um aus dem Lande zu kommen; er hielt sich an keinem Ort auf, denn er fürchtete, ihm würden Boten nachkommen, ihn zu strafen um der großen Unthat willen. So kam er gen Venedig, verdingte sich dort als Ruderer auf eine Galeere und fuhr gen Alexandria. Sobald er dahin kam, verläugnete er den christlichen Glauben; dafür ward er denn wohlgehalten, und war auch sicher in Betreff seiner Missethat, ja, hätte er 100 Christen ermordet, so wäre er sicher gewesen.

Während dieser schändliche Mord in dem Hause Robertos zu London geschah, befand sich sein Diener

Fortunatus im Dienste seines Herrn bei den Schiffen im Hafen. Als er das ihm anbefohlne Geschäft wohl verrichtet hatte und nach Hause zurückkehrte, ward er nicht so freundlich empfangen, wie sonst, wenn er aus gewesen war; auch bedäuchte ihn, als ob der Herr, Gesellen, Knechte und Mägde nicht so fröhlich wären, wie er sie verlassen hatte. Das bekümmerte ihn nicht wenig und er fragte die Kellnerin des Hauses, was sich denn in seinem Abwesen verlaufen hätte, daß sie Alle so gar traurig wären? Die gute alte Haushälterin, welche ihrem Herrn sehr zugethan war, sprach: Fortunatus, laß dich's nicht bekümmern, denn unsrem Herrn ist ein Brief kommen von Florenz, des Inhalts, daß ihm ein gar guter Freund gestorben sei; darüber ist er nun gar sehr betrübt, aber er ist nicht so nahe mit ihm verwandt, daß er sich schwarz tragen müßte: doch wäre ihm lieber ein Bruder gestorben, denn jener gute Freund. Dabei ließ es Fortunatus bewenden, fragte nicht weiter und half seinem Herrn auch traurig sein.

Die Frau des guten Edelmanns, der von dem Schalk Andreas ermordet worden war, harrte indessen vergeblich auf die Rückkehr ihres Mannes. So groß ihre Besorgniß um ihn war, schwieg sie doch stille bis zum andern Morgen. Als er immer noch nicht zurückkehrte, schickte die Frau ihre guten Freunde an des Königs Hof, ihrem Gemahl nachzufragen, ob ihn der König in seinem Dienst versendet hätte, oder wo er wäre? Sobald man am Hofe hörte, daß man nach ihm fragte, da nahm es die Räthe selbst Wunder, daß der Edelmann nicht gen Hof gekommen war. So kam die Kunde auch vor den König, der sprach: Gehet doch

alsbald in sein Haus und sehet, ob er die Kleinodien mit habe. Dem König war der Argwohn gekommen, der Edelmann möchte sammt den Kleinodien von dannen gegangen sein. Denn, wiewohl er ihn für einen Biedermann hielt, so gedachte er doch, das große Gut könnte ihn zu einem Bösewicht gemacht haben. Also kam es, daß je Einer den Andern fragte, ob er nicht wüßte, wo der Edelmann hingekommen wäre; aber Niemand wußte etwas von ihm zu sagen. Gar eilends sandte nun der König in das Haus der Frau, daß man fragete und sähe, wo die Kleinodien wären. Wiewohl ihm der Edelmann lieb war, so ließ er doch den Kleinodien eifriger nachfragen, als dem frommen Mann, woraus man wohl erkennen mag, daß, wenn es an Hab und Gut geht, bei vielen Menschen alle Liebe aus ist.

Und es geschah, als man die Frau fragte, wo ihr Mann und die Kleinodien wären? sprach sie: Es ist heute der dritte Tag, daß ich ihn nicht gesehen habe. Was sagte er aber, fragten die Leute, als er zuletzt von euch ging? Sie sprach: Er sagte zu mir, daß er mit den Florentinern speisen wolle, und sandte mir dann Einen mit seinem Siegel und den Schlüsseln: ich sollte ihm die Kleinodien senden; er wäre in Jeronimo Roberto's Hause, dort wären auch viele Kostbarkeiten, die wollten sie gegen einander schätzen. Also führte ich ihn in meine Kammer und that den Behälter auf, dazu er auch den Schlüssel hatte, aber die Kleinodien fanden wir nicht, und ging der Mann ohne sie hinweg, was er gar ungerne that.

Da fragten die Räthe des Königs, ob der Edelmann nicht einen besonderen Ort zur Aufbewahrung

der Kleinodien gehabt habe. Die Frau sprach: Nein, er hätte keinen andern Verschluß; denn alles Gut, das er hatte, Briefe und Siegel legte er in diesen Kasten, darin waren auch die Kleinodien, sie waren aber nicht mehr da, denn, wären sie noch da gewesen, so hätte ich sie ihm gesendet.

Als die Gesandten das hörten, ließen sie alle Kisten, Behälter und Truhen aufbrechen, sie fanden aber die Kleinodien nirgends. Die Frau erschrack gar sehr, daß man in ihrem Hause solche Gewaltthat übte; die Boten des Königs aber erschracken nicht minder, als man weder den Edelmann noch die Kleinodien finden konnte. Als man dem König es meldete, ward er traurig, mehr um der Kleinodien willen, als um das Geld, so sie gekostet, denn solche Dinge findet man nicht leicht zu kaufen, man mag so viel Geld haben, als man will. Weder der König, noch seine Räthe wußten, was in der Sache zu thun wäre; doch beschloßen sie, den Jeronimo Roberto und all sein Gesind zu verhaften, auf daß sie Rechenschaft ablegten wegen des Edelmanns. Das geschah am fünften Tag, nachdem der Mann ermordet war. Die Knechte des Richters warteten die Zeit ab, bis in Roberto's Haus Alles am Mahl saß; dann fielen sie in das Haus und fanden Alle bei einander, Mann und Frau, zween Schreiber, einen Koch, einen Stallknecht, zwo Mägde und den Fortunatus, also, daß ihrer neun Personen waren; die führte man in's Gefängniß, jeden in ein besonderes, und fragte auch jeden insbesondere, wo die zwei Männer hingekommen wären. Sie sagten Alle einstimmig, ausgenommen den Fortunatus, der ja nichts davon wußte, daß der Edelmann

mit Andreas nach der Mahlzeit hinweggegangen; darnach aber hätte man von ihnen nichts mehr gesehen noch gehört. Das genügte aber den Richtern nicht: sie nahmen dem Herrn und den andern Allen ihre Schlüssel, gingen in das Haus und suchten in allen Ställen, Kellern, in den Gewölben, wo Roberto seine Waaren liegen hatte, und an allen Orten, ob der Edelmann nicht irgendwo begraben läge; aber sie fanden nichts. Schon wollten sie hinweggehen, da fiel Einem, der ein Windlicht trug, womit er alle Winkel durchsuchte, der Brunnen auf, welcher in einer Ecke des Hofs stand. Der geht in das Haus zurück, zieht aus einer Bettstatt eine Hand voll dürres Stroh, zündet es an und wirft's in den Brunnen; da erblickt er des Mannes Schenkel, der aus der Tiefe hervorragt. Mit lauter Stimme rief er jetzt: Mord über Mord! der Mann liegt hier im Brunnen. Alsbald zog man den Ermordeten heraus, dem die Kehle abgeschnitten und der schon halb verwest war, und legte ihn auf die offne Straße vor Roberto's Haus.

Als die Engländer von dem schrecklichen Mord hörten, ward ein solcher Aufruhr über die Florentiner und alle Lombarden, daß sie sich verbergen und einsperren mußten; denn, hätte man sie auf der Straße getroffen, so wären sie von dem Volke alle erschlagen worden. Schnell kam die Geschichte vor den König und den Oberrichter. Da ward befohlen, daß man Herrn und Knechte martern solle, damit man den rechten Hergang der Sache erführe; auch sollte man Jeden besonders einkerkern, vor Allem aber den Kleinodien nachforschen.

Also kam der Henker, nahm zuerst den Herrn,

legte ihm Daumenschrauben an, und peinigte ihn gar sehr, daß er bekennen sollte, wer den Edelmann ermordet hätte und wohin die Kleinodien des Königs gekommen wären. Der gute Jeronimo konnte wohl merken an der harten Marter, die man ihm anthat, daß man des Mords inne geworden, der ohne sein Wissen in seinem Haus geschehen war und ihm am meisten Leid that. Doch konnte er es nicht ändern; darum erzählte er den Richtern Alles, wie es ergangen war: wie Andreas ihn gebeten, ein gutes Mahl zu bereiten, denn er sollte einen Edelmann zu Gast haben, der ihm einen andern Edelmann, welcher zu Turin gefangen liege, der Bande zu erledigen helfen wolle; und das habe er in aller Güte gethan, seinem gnädigen Herrn und dem ganzen Lande zu lieb. Als aber die Mahlzeit vorüber war, (bekannte Roberto) und ich schon wieder an meinem Schreibtisch saß und schrieb, da sah ich, wie das Blut von der Decke des Eßsaals herniederrann. Ich sandte meine Knechte, um nachzuforschen, die sagten mir dann, wie es stand. Wir wußten nicht, wie es zugegangen war: indem kam der Schalk Andreas gelaufen, und ich stellte ihn hart zu Rede um den Mord. Da sagte er, der Mann habe ihn ermorden wollen, aber Gott habe ihm das Glück gegeben, ihm zuvorzukommen. Der Bösewicht warf den Ermordeten in den Brunnen und lief davon; wo er aber hingekommen, das weiß ich nicht. Wie Roberto sprach, so sprachen alle Andern, so arg man sie auch peinigte und marterte; nur Fortunatus, der auch gemartert wurde, bekannte Nichts, denn er war ja nicht zu Hause gewesen, als der Mord geschah.

Als man auf solche Weise nichts Genaueres erfuhr,

auch die Kleinodien nicht zum Vorschein kamen, wurde der König sehr zornig und befahl, daß man sie Alle mit einander hängen und mit eisernen Ketten anschmieden sollte, auf daß sie nicht herabgenommen würden, noch von selber herabfielen. Er ließ einen neuen Galgen errichten zwischen der Stadt und dem Westmünster; daran hing man zuerst den Herrn, sofort die Mägde und Knechte, bis nur noch der Koch und Fortunatus übrig waren. Als Fortunatus sah, wie es zuging, und er nicht anders wußte, denn, daß man ihn auch henken würde, gedachte er: O lieber Gott! wäre ich nur bei meinem frommen Herrn und Grafen geblieben, so wäre ich jetzt nicht in diese Angst und Noth gekommen. Als man aber den Koch, der ein Engländer war, aufhängen wollte, schrie er mit lauter Stimme, daß es Männiglich hören konnte: Fortunatus wisse nichts von all diesen Dingen. Der Richter glaubte selbst, daß Fortunatus unschuldig wäre, doch wollte er ihn mit aufhängen lassen, denn er wußte, wenn er ihn losließe, daß er doch zu todtgeschlagen würde. Da handelte man mit dem Richter, daß er ihn nicht sollte henken lassen, weil er kein Florentiner und dazu unschuldig wäre. Endlich ließ sich der Richter bereden, und er sprach zu Fortunatus: Nun mache dich alsbald aus dem Land, sonst werden dich die Frauen auf der Gasse zu todtschlagen. Damit gab er ihm zween Knechte zu, die führten ihn an das Wasser; Fortunatus bestieg ein Fahrzeug, fuhr die Themse hinab, bis er auf offener See war und das Land hinter sich hatte, wo man mit dem Henken so gar schnell bei der Hand ist.

Fünftes Kapitel.

Wie die Kleinodien wieder aufgefunden worden.

Und es geschah, als Jeronimo Roberto mit seinem Gesind aufgehenkt war, ließ der König dessen Haus vom gemeinen Volk plündern; doch hatten des Königs Leute das Beste zuvor weggenommen. Wer etwas erhaschte, der hatte es und durfte Niemanden darüber Rechenschaft geben. Als aber die andern Florentiner und Lombarden hörten, wie es hergegangen war, da fürchteten sie für ihr Gut und Leben, und sandten dem König eine große Summe Geldes, auf daß er ihnen frei Geleit gäbe, weil sie ja keine Schuld an dem Mord hatten. Der König ließ sich bewegen und gab ihnen sicher Geleit, daß sie wieder wandeln, kaufen und verkaufen konnten, wie sie zuvor gethan hatten. Aber, wo seine Kleinodien hingekommen waren, das wußte er immer noch nicht. Daher ließ er öffentlich ausrufen: Wer sichre Kundschaft geben könne, wo die Kleinodien hingekommen, dem sollte man 1000 Nobel geben. Auch wurde an viele Königshöfe, Fürsten und Herren geschrieben, deßgleichen an die reichen und mächtigen Städte: Wenn Jemand käme, welcher dergleichen Kleinodien feil trüge, den sollte man festnehmen. Jedoch erfolgte nichts darauf, aber ein großer Eifer ward rege, denn Jedermann hätte gern das Geld verdient.

Dieß stand so lang an, bis die Frau des Edelmanns ihren Mann dreißig Tage lang betrauert hatte; darnach legte sie das Leid von Tag zu Tag mehr ab, und fing an, ihre Gespielinnen und Nachbarinnen zu

Gast zu laden. Unter denen war eine, die auch erst kürzlich Wittwe geworden war, die sprach: Ich will euch lehren, wie ihr eures Mannes Tod bald vergessen werdet. Schlaget euer Bett in einer andern Kammer auf, oder, wenn ihr das nicht thun wollt, so rücket die Bettstatt an einen andern Ort, und wenn ihr euch zu Bette leget, so gedenket an Einen, den ihr gerne zum Manne haben möchtet, und sprechet: Die Todten zu den Todten und die Lebendigen zu den Lebendigen. Also that auch ich, als mir mein Mann gestorben war. Die Frau sprach: O, liebe Schwester, mein Mann ist mir so lieb gewesen, daß ich seiner so bald nicht vergessen kann. Doch hatte sie die Worte der Nachbarin gar wohl gemerkt, und als dieselbe aus dem Hause war, fing sie alsbald an, ihre Schlafkammer aufzuräumen, ihres Mannes Kisten und Truhen aus der Kammer zu tragen und die ihrigen an deren Stelle zu setzen; auch des Mannes Bettstatt an einen andern Ort zu rücken. Als dieß geschah, siehe! da stand das Lädlein mit den Kleinodien bei einem Stollen unter dem Bette. Alsbald erkannte die Frau das Lädlein und bewahrte es auf; sie ließ die Kammer vollends zurüsten und schickte dann zu einem ihrer nächsten Verwandten. Dem erzählte sie, wie sie die Kleinodien gefunden, und begehrte seinen Rath, wie sie es mit den Kleinodien halten sollte. Da der Freund hörte, daß die Kleinodien gefunden waren, ward er froh und sprach zu der Frau: Da ihr meines Raths begehret, so rathe ich euch, daß ihr die Kostbarkeiten nehmet und alsbald vor den König bringt, um sie in seine Hand zu überantworten. Sagt ihm dann die ganze Wahrheit, wie ihr die Kleinodien gefunden

habt, und stellet es ihm anheim, was er euch als Finderlohn geben will. Denn wolltet ihr so große Kostbarkeiten dem König vorenthalten oder sie in fremde Länder verkaufen, so wäre es unbillig gethan, und könnte auch nicht verborgen bleiben, denn es ist ja in alle Lande ausgerufen worden, daß man von den Kleinodien überall Kunde hat. Würde man ihrer inne, so kämen alle die, welche damit umgingen, um Gut und Leben, und der König erhielte doch wieder, was sein ist.

Dieser Rath gefiel der Frau gar wohl; sie legte sich schön an, doch wie es einer Wittwe in Trauer geziemt, ging also mit ihrem Freund in des Königs Palast, und begehrte selbst vor den König zu kommen. Der König vergönnte ihr es, und sie ging in den Saal; als sie vor den König trat, kniete sie nieder voll Ehrerbietung und sprach: Gnädiger Herr und König, ich, eure arme Dienerin, komme vor eure königliche Majestät, um euch kund zu thun, daß ich die Kleinodien, so ihr meinem Ehmann seligen zur Uebermachung an die Herzogin von Burgund empfohlen habt, dieses Tags in meiner Schlafkammer hinter einem Bettstollen gefunden habe. Als ich die Bettstatt verändern wollte, fand ich das Lädlein, und habe mich nun beeilt, dasselbe in eure Hände zu überliefern. Damit gab sie die Kleinodien in des Königs Hände. Der König that das Lädlein auf, und fand zu seiner großen Freude die fünf köstlichen Kleinodien darin unversehrt. Da ward er froh und verordnete, daß sie an den Ort kämen, wo sie hingehörten.

Der König hatte ein großes Wohlgefallen daran, daß die Frau so geflissen war und die Kleinodien Niemanden anvertraut hatte, denn ihm, darum gedachte er,

es wäre billig, daß er sie begabte und ihres Leids getröstete, weil ihr frommer Mann dieser Kleinodien wegen um sein Leben gekommen war. Er rief einen jungen Edelmann an seinen Hof, der hübsch und wohlgestaltet war und sprach: Ich habe eine Bitte an dich, die sollt du mir nicht versagen. Der Jüngling sprach: Mein Herr und König! ihr sollt keine Bitte an mich thun, sondern vielmehr mir gebieten, und ich muß euern Geboten gehorsam sein.

Sofort ließ der König einen Priester kommen, und sogleich in seiner Gegenwart gab er der Wittwe den Jüngling zu einem Gemahl; er begabte sie noch dazu reichlich, daß Beide mit einander in Freude leben mochten. Die Frau aber ging zu ihrer Gespielin, dankte ihr für den Rath, den sie ihr gegeben, daß sie ihre Bettstatt verändern sollte, und sprach: So ich euren Rath nicht befolgt hätte, hätte der König seine Kleinodien nicht, und ich keinen jungen hübschen Mann; darum ist es gut, wenn man weiser Leute Rath folgt.

Sechstes Kapitel.

Wie Fortunatus in einem Wald übernachtet und in große Lebensgefahr gerathen.

Während solches geschah, ging es dem guten Fortunatus übel und wohl. An der französischen Küste in der Pikardie war er an's Land gesetzt worden. Da er kein Geld mehr hatte, hätte er gerne einen Dienst angenommen, aber er konnte keinen Herrn finden. Er ging also weiter und kam in die Bretagne. Dort

verirrte er sich in einen wilden Wald; er ging den ganzen Tag fort und konnte nicht herauskommen. Als es Nacht wurde, kam er zu einer alten Glashütte, in der man vor vielen Jahren Glas machte. Da ward er froh und meinte, er sollte Leute darin finden, aber es war Niemand da. Doch blieb er die Nacht über in der Hütte mit großem Hunger und vieler Sorge vor den wilden Thieren, die im Walde hausten; ihn verlangte gar sehr nach dem Tage; da, so hoffte er, sollte ihm Gott aus dem Walde helfen, daß er nicht Hungers stürbe. Als es Tag wurde, ging er statt quer durch den Wald, der Länge nach durch denselbigen; je mehr er ging, desto weniger konnte er aus dem Holz kommen. Also verging ihm auch der andre Tag mit großem Herzeleid. Als es Nacht werden wollte, ward er ganz kraftlos, indem er in zween Tagen nichts gegessen hatte. Da kam er von Ungefähr zu einem Brunnen, aus dem er mit großer Begierde trank. Das gab ihm wieder Kraft: und er setzte sich bei dem Brunnen nieder. Da begann der Mond gar hell auf ihn herab zu scheinen. Auf einmal hörte er ein lautes Prasseln im Walde und das Gebrumm eines Bären. Hier will ich nicht sitzen bleiben, gedachte er bei sich, aber das Fliehen wird auch nicht viel helfen; besser wird es sein, wenn ich auf einen Baum steige. Also bestieg er einen Baum zunächst am Brunnen, der viele Aeste hatte; von da herab sah er, wie die wilden Thiere von mancherlei Art kamen, um zu trinken, einander stießen und bießen, und ein wildes Wesen mit einander hatten. Darunter war auch ein halb erwachsener Bär, der roch den Fortunatus auf dem Baum und fing an, auf den Baum

zu steigen. Fortunatus voll Angst stieg je länger je höher auf den Baum und der Bär ihm nach. Als Fortunatus nicht weiter zu steigen vermochte, legte er sich auf einen Ast, zog seinen Degen und stach den Bären auf den Kopf, daß er gar manche Wunde empfing. Da ward der Bär zornig, ließ seine vorderen Tatzen von dem Baum und schlug nach Fortunatus so grimmig, daß er auch mit den Hinterbeinen ausglitschte und mit großem Geprassel von dem Baume fiel, also, daß es laut in dem Wald erscholl. Da flohen die Thiere alle so schnell sie vermochten. Fortunatus saß noch immer auf dem Baum und getraute sich nicht, hinab zu steigen; da schläferte es ihn, und er befürchtete, er möchte herabfallen und einen Schaden nehmen. Darum

stieg er endlich mit klopfendem Herzen herab, und durchstach mit seinem Degen den noch unten liegenden Bären, der nicht völlig todt war; er legte seinen Mund auf die Wunde des Bären und saugte sein warmes Blut in sich, wodurch er wieder zu einigen Kräften kam. Jetzt übermannte ihn der Schlaf so sehr, daß er sich neben dem Bären niederlegte und bis gegen Morgen einen guten Schlaf that.

Siebentes Kapitel.

Wie Jungfrau Fortuna den Fortunatus mit einem Seckel begabte, dem nimmermehr Geld mangelte.

Und es geschah, als Fortunatus erwachte, staunte er nicht wenig, denn es stand vor ihm ein schönes Frauenbild. Er fing an, Gott recht inniglich zu loben, und sprach: O, allmächtiger Gott! ich sage dir Dank, daß ich doch vor meinem Tod noch einen Menschen sehe: o, liebe Jungfrau, ich bitte euch um Gotteswillen, helfet und rathet mir, auf daß ich aus dem Wald komme, denn es ist heute der dritte Tag, daß ich in diesem Wald umgehe ohne alle Speise. Darauf erzählte er ihr, was ihm widerfahren war. Sie hub an und sprach: Woher bist du? Er sprach: Ich bin aus Cypern. Sie fragte weiter: Was suchest du hier zu Land? Er antwortete: Mich zwingt die Armuth, daß ich hier umherschweife und suche, ob mir Gott so viel Glück verleihen wolle, daß ich meine tägliche Nothdurft habe. Da sprach die Jungfrau: Fortunatus, erschrick nicht, ich bin Fortuna; durch den Einfluß des Himmels, der

Planeten und der Sterne sind mir sechs Tugenden vertraut, von welchen ich eine, zwei, mehrere oder alle verleihen darf, doch je nach dem Stand der Gestirne: nämlich Weisheit, Reichthum, Stärke, Gesundheit, Schönheit und langes Leben. Erwähle dir eine von diesen sechs Tugenden, aber bedenke dich nicht lange, denn die Stunde, das Glück zu verleihen, ist beinahe schon verlaufen. Also bedachte sich Fortunatus nicht lange und sprach: So begehre ich Reichthum, daß ich immer genug Geld habe. Da zog die Jungfrau einen Seckel heraus, gab ihn dem Fortunatus und sprach: Nimm den Seckel, und so oft du darein greifst, in welchem Lande du immer sein magst, so oft findest du darin zehn Goldstücke, desselben Landes Währung. Dieser Seckel soll solche Tugend haben für dich und deine ehlichen Kinder, und für jeden andern Besitzer, so lange du und deine Kinder leben, hernach aber nicht mehr; darum nimm ihn wohl in Hut. Wie sehr den Fortunatus auch hungerte, so gab ihm der Seckel und die Hoffnung, welche sich damit verband, einige Kraft, daß er sprach: O, tugendreichste Jungfrau, weil ihr mich so herrlich begabt habt, so ist es billig, daß ich um euretwillen etwas thue, und der Wohlthat nicht vergesse, so ihr mir gethan habt. Da sprach die Jungfrau gar freundlich zu Fortunatus: dieweil du so willig bist, mir meine Gutthat zu vergelten, so will ich dir etwas befehlen, das du auf den heutigen Tag, so lange du lebst, um meinetwillen thun sollt. Du sollt den heutigen Tag jährlich feiern, und zwar dadurch, daß du auf diesen Tag, in welchem Land du auch sein magst, forschest, wo ein armer Mann eine mannbare Tochter habe, der er gern einen Mann gäbe,

und dieß doch vor Armuth nicht vermöchte; diese sollt du sammt Vater und Mutter anständig kleiden und mit 400 Goldstücken begaben. Zum Gedächtniß, daß du heute von mir erfreut worden bist, erfreue du alle Jahre eine arme Jungfrau.

Fortunatus antwortete und sprach: O, allertugendreichste Jungfrau, ihr sollt ohne Sorge sein, ich will dieß redlich und unverbrüchlich halten, und habe es zu ewigem Gedächtniß in mein Herz eingeprägt. Bei alle dem lag es ihm aber auch daran, daß er aus dem Wald käme; darum sprach er weiter: Schönste Jungfrau, nun rathet und helfet, daß ich aus diesem Walde komme. Sie sprach: Daß du dich in diesem Wald verirrt hast, was du für ein Unglück gehalten, das ist dir zum Glück ausgeschlagen; folge nur mir nach. Da führte sie ihn quer durch den Wald auf einen gebahnten Weg, und sprach zu ihm: Diesen Weg gehe gerade vor dich hin und kehre dich nicht um, schau auch nicht, wo ich hinkomme; thust du das, so kommst du bald aus dem Walde. Also that Fortunatus nach dem Rath der Jungfrau, so gut er konnte, er ging den Weg eilends vor sich hin und kam bald aus dem Walde. Da sah er vor sich ein großes Haus, das war eine Herberge, wo die Leute, welche durch den Wald zogen, zu essen pflegten. Als er nahe bei der Herberge war, saß er nieder, zog den Seckel aus dem Busen und griff darein, um ihn zu probiren. Siehe da! er zog zehn blanke Kronen heraus. Darüber war er sehr froh, er ging voll Freude in das Wirthshaus und bat den Wirth, daß er ihm zu essen gebe, denn ihn hungre sehr, und er wolle ihn wohl bezahlen. Das gefiel dem Wirth sehr wohl, und

er trug ihm das Beste auf, was er hatte. Fortunatus sättigte sich seines Hungers und ließ sich's gar wohl schmecken; er blieb zween Tage sitzen, dann bezahlte er dem Wirth, was er verlangte, und zog weiter.

Achtes Kapitel.

Wie Fortunatus einem Waldgrafen etliche Rosse abkaufte, und darüber in Gefangenschaft kam, aber wieder ledig wurde.

Nun war ein Schloß und kleines Städtlein zwei Meilen von dem Wald, wo ein Graf wohnte, den man den Waldgrafen nannte; der hatte das Amt, diesen Wald zu schirmen, und war von dem Herzog von Bretagne damit belehnt. In dieser Stadt ging Fortunatus zu dem besten Wirth und fragte ihn, ob hier nicht hübsche Rosse zu kaufen wären. Der sagte: Es ist ein fremder Kaufmann gestern angekommen wohl mit fünfzehn hübschen Pferden; er will auf die Hochzeit, welche der Herzog von Bretagne mit des Königs Tochter von Arragonien halten will. Dieser Kaufmann hat drei Rosse unter seinen fünfzehn, dafür ihm unser Herr, der Graf, 300 Kronen geben will, er will aber 320 Kronen haben, so sind sie nun um 20 Kronen von einander.

Da ging Fortunatus heimlich in seine Kammer, nahm aus seinem Seckel 600 Kronen, that diese in einen andern Beutel, ging zum Wirth und sprach: Wo ist der Mann mit den Rossen? hat er so hübsche Rosse, so möcht' ich sie gerne sehen. Der Wirth sprach: Ich befürchte, er lasse sie euch nicht sehen, kaum hat unser Herr es vermocht, daß er sie hat sehen lassen. Fortu-

natus sagte: Gefallen mir die Rosse, so vermag ich sie eher zu kaufen, denn der Graf. Dem Wirth däuchte es spöttisch, daß er so großsprecherisch redete, und doch keine Kleider darnach anhatte, auch zu Fuße ging. Doch führte er ihn zu dem Roßhändler, und redete demselben so lange zu, bis er ihn die Rosse sehen ließ. Fortunatus musterte sie, und alle gefielen ihm wohl, doch wollte er nur die drei haben, die der Waldgraf kaufen wollte. Er zog gleich seinen Beutel, legte dem Kaufmann 320 Kronen hin und ließ die Rosse in sein Wirthshaus führen. Darauf schickte er nach dem Sattler, hieß ihn Sattel und Zeug gar köstlich machen und befahl dem Wirth, daß er ihm zu zwei reisigen Knechten verhülfe, denen wollte er guten Sold geben.

Während Fortunatus also that, erfuhr der Graf von dem Kauf; darüber ward er gar unwillig bei sich selbst, denn die Rosse hatten ihm gar wohl gefallen; er hätte sie der 20 Kronen wegen nicht gelassen, denn er wollte auf die Hochzeit und sich da auch sehen lassen. Im Zorn schickte er einen Diener zu dem Wirth und ließ ihn fragen: Was für ein Mann das wäre, der ihm die Rosse von der Hand weg gekauft hätte? Der Wirth sprach: Er kenne ihn nicht; der Mann wäre zu Fuß in armen Kleidern in seine Herberge gekommen, und hätte zu ihm gesagt: Er solle ihm gut auftischen, denn er wolle es wohl bezahlen. Derselbe habe ihm so wohl gefallen, daß, wenn er ein Mal bei ihm gegessen hätte, er hätte ihm zum zweiten Mal nichts gegeben, er wäre denn zuvor für die erste Mahlzeit bezahlt gewesen. Der Knecht ward zornig auf den Wirth und sprach: Warum er denn mit dem Manne gegangen wäre, um die Rosse

zu kaufen? Der Wirth entgegnete: Ich habe gethan, wie ein jeder fromme Wirth seinem Gast thun soll; er bat mich, mit ihm zu gehen, ich hätte aber nicht gemeint, daß er nur einen Esel hätte bezahlen mögen.

Der Knecht sagte seinem Herrn, was er vernommen hatte. Als der Graf hörte, daß der Roßkäufer kein geborner Edelmann wäre, sprach er voll Zorn zu den Dienern: Gehet hin und fahet den Mann, er hat das Geld gestohlen, oder einen Andern darum ermordet. Also fingen sie ihn, führten ihn in ein übles Gefängniß und fragten: Von wannen er wäre? Fortunatus sprach: Er wäre von Cypern, aus der Stadt Famagusta. Sie fragten ihn: Wer sein Vater wäre? Er sprach: Ein armer Edelmann. Das hörte der Graf gerne, daß er von so fernen Landen war, und ließ ihn weiter fragen: von wannen er das baare Geld hätte, daß er also reich wäre? Fortunatus antwortete: Es wäre sein, weßhalb er nicht schuldig wäre, zu sagen, von wannen er sein Geld habe; wäre aber Jemand, der ihn beschuldigte, daß er ihm Unrecht gethan, dem wollte er Antwort geben vor dem Herrn Grafen.

Der Graf kam selbst in's Gefängniß und sprach: Dir hilft keine Ausrede, du mußt sagen, woher du das Geld hast. Damit ließ er ihn an die Stätte führen, wo man die Uebelthäter peinigte.

Als Fortunatus sah, wie man mit ihm umgehen wollte, erschrack er gar sehr; doch dachte er bei sich, er wollte lieber sterben, denn die Eigenschaft seines Beutels offenbaren. Indem er nun auf der Folter hing, mit schwerem Gewicht beladen, sagte er: Man möge ihn ablösen, so wolle er sagen, was man ihn frage. Als

er herabkam, sprach der Graf: Nun sage, von wannen du so viele gute Kronen hast? Fortunatus erzählte nun: wie er im Walde verirrt gewesen bis an den dritten Tag ohne Speis und Trank; wie ihm nun Gott die Gnade gegeben, daß er aus dem Walde gekommen, habe er einen Beutel mit 610 Kronen gefunden. Der Graf fragte: Wo ist der Seckel? Fortunatus antwortete: Als ich das Geld gezählt, that ich's in meinen Beutel und warf den leeren Seckel in das Wasser, so vor dem Wald fleußt. Der Graf sprach: O du Schalk, wolltest du mir das Meine entfremden? du sollt wissen, daß mir dein Leib und Gut verfallen ist, denn was in dem Wald ist, das gehört mir zu und ist mein eigen Gut. Fortunatus sprach: Gnädiger Herr, ich habe von diesem eurem Recht ganz und gar nichts gewußt, sondern hielt den Fund für eine Gabe Gottes und dankte ihm dafür. Der Graf sagte: Mir liegt nichts daran, daß du es nicht gewußt hast: hast du noch nicht gehört, wer nicht weiß, der soll fragen. Und kurz um, richt' dich darnach, heute nehm' ich dir all dein Gut und morgen das Leben. Da gedachte Fortunatus bei sich: O, ich Armer, ich hatte die Wahl unter den sechs Gaben, warum hab' ich nicht Weisheit statt Reichthum erwählt? so wäre ich jetzt nicht in großer Angst und Noth. Er fing an, Gnade zu begehren: o gnädiger Herr, habt mit mir Armen Barmherzigkeit, wozu ist euch denn mein Sterben nütze? nehmt euer gefundenes Gut und laßt mir das Leben, so will ich Gott treulich für euch bitten, so lange ich lebe. Dem Grafen kam es hart an, den Fortunatus leben zu lassen, denn er besorgte, wo er hinkäme, würde er ihn verklagen, und solches würde

ihm zur Schande gereichen bei frommen Fürsten und Herren. Doch erbarmte er sich endlich und schenkte ihm das Leben; aber Morgens früh vor Tag ließ er ihn aus der Stadt führen, nachdem er geschworen hatte, sein Lebtag nicht mehr in das Land zu kommen. Fortunatus war im Herzen froh, daß er noch auf solche Weise davon kam, denn hätte der Graf die rechte Beschaffenheit gewußt, er wäre nicht so davon gekommen.

Neuntes Kapitel.

Wie Fortunatus gen Nantes in der Bretagne kam, und einen Diener annahm, der die Welt gesehen hatte.

Als Fortunatus also ledig war, wagte er es nicht, über seinen Seckel zu gehen, denn er befürchtete, wenn man Geld bei ihm fände, könnte er wieder in Noth kommen. Also ging er zwei Tagreisen und bettelte, bis er gen Nantes kam, welches eine Hauptstadt in der Bretagne und ein Seehafen ist. Da lag viel Volks, von Fürsten und Herren, die alle auf die Königin warteten; und man sah nichts als Stechen, Tanzen und alle Freude und Wollust treiben. Das sah Fortunatus gerne, aber er gedachte bei sich: sollte ich auch mitmachen, wie ich's denn wohl vermag, so möcht' es mir hier gehen, wie mit dem Waldgrafen. Doch kaufte er zwei schöne Rosse und dingte einen Knecht; er bekleidete sich und seinen Knecht gar schön, ließ die Pferde wohl rüsten und ritt in die beste Herberge, die zu Nantes war; also wollte er die Hochzeit sehen und die Festlichkeiten abwarten.

Da kam die Königin über's Meer her, und man schickte ihr viele stattliche Schiffe entgegen, um sie herrlich zu empfangen. Aber noch köstlicher ward sie, als sie an das Land kam, von ihrem Herrn und Gemahl, so wie von andern Fürsten und Herren empfangen. Also hatte der Herzog eine prächtige Hochzeit, welche sechs Wochen und drei Tage währte. Fortunatus sah das Alles und hatte ein Wohlgefallen daran; er that auch nichts anders, denn daß er gen Hof ging und ritt. Wenn er aber ausritt, ließ er nichts in der Herberge: das gefiel dem Wirth gar nicht, denn er kannte ihn nicht und besorgte, er ritte einmal ohne Zahlung hinweg, wie ihm vormals schon oft geschehen war, und was bei solchen Hochzeiten leicht zu geschehen pflegt. Darum sprach er zu Fortunatus: Mein lieber Freund, ich kenne euch nicht, deßhalb thut mir den Gefallen und bezahlt mich alle Tage. Fortunatus lachte und sprach zu ihm: Lieber Wirth, ich will nicht ohne Bezahlung wegreiten. Damit zog er aus seinem Seckel 100 gute Kronen, gab sie dem Wirth und sprach: Nehmt das Geld, und wenn euch bedünkt, daß ich und die mit mir gekommen, mehr verzehrt haben, so will ich euch mehr geben: ihr dürft mir keine Rechnung darüber stellen. Der Wirth nahm das Geld und hielt von nun an seinen Gast in großen Ehren; wo er an ihm vorbeiging, griff er an seine Kappe; er setzte ihn zu den Vornehmsten oben an die Tafel, und räumte ihm auch eine schönere Kammer ein, als er zuvor gehabt hatte.

Und es geschah, als Fortunatus bei andern Herren am Tische saß, kamen mancherlei Sprecher und Spielleute vor der Herren Tisch, um den Leuten Kurzweil

zu machen, und Geld damit zu verdienen. Nun kam auch ein alter Edelmann, der klagte den Herren seine Armuth und sprach: Er wäre ein Edelmann aus Hibernia, und wäre sieben Jahre umhergezogen, auch hätte er zwei Kaiserthümer und zwanzig christliche Königreiche durchfahren. Auf diesen Fahrten habe er all das Seine verzehrt und begehre nun eine Beisteuer, um wieder heimzukommen.

Da war ein Graf an der Tafel, der sprach: wie heißen die Reiche alle? Der Edelmann fing an, sie nach einander herzuzählen und sprach: Es ist kein Königreich, das nicht drei oder vier Herzoge unter sich hat, ohne die geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren, welche Land und Leute haben. Die habe ich alle besucht und von jeglicher Landes Sprache so viel begriffen, daß ich zur Nothdurft mit den Leuten reden kann. Ich habe mir auch aufgeschrieben, wie jeder König und Herzog heißt, an dessen Hof ich war, und wie weit ein Königreich von dem andern liegt. Der Graf sprach: Ich wollte wohl, daß ich an allen Orten mitgewesen wäre, jedoch müßte ich jetzt wieder hier sein; ich glaube wohl, daß es viel Zeit und Geld kostet, die Länder alle zu besehen. Der Edelmann sprach: Herr, es wird Einer Gutes und Böses innen, man muß manche elende Herberge sich gefallen lassen, und allerlei Ungemach leiden. Der Graf schenkte dem Edelmann vier Kronen und sprach: Beliebt es dir, so bleibe da: so lange die Feste dauern, will ich für dich bezahlen. Der Edelmann dankte und sprach: Ich verlange heim zu den Meinigen, nachdem ich so lange auswärts gewesen.

Nun hatte Fortunatus wohl gemerkt auf die Reden

des alten Edelmanns, er gedachte bei sich: möchte er mir werden, daß er mich durch die Länder führete, ich wollte ihn reichlich begaben. Als die Mahlzeit vorüber war, schickte er nach ihm und fragte ihn, wie er hieße? Er sprach: Leopoldus. Fortunatus sprach: Ich habe vernommen, wie du so weit gereist und an vielen Königshöfen gewesen bist; nun bin ich jung und wollte gern in meinen jungen Tagen reisen, möchtest du mich also begleiten, so wollte ich dir ein Pferd geben, einen Knecht dingen und dich halten als meinen Bruder, dazu dir einen guten Sold verleihen. Leopoldus sprach: Ich, für meinen Theil, möchte es wohl leiden, daß man mich so ehrlich hielte und mir noch dazu genug gäbe; aber ich bin schon alt und habe Weib und Kind: die wissen nichts von mir, und die natürliche Liebe zwingt mich, wieder zu ihnen zu kommen. Da sprach Fortunatus: Leopoldus, entschließe dich, meinen Willen zu thun, so will ich mit dir gen Hibernia, und will dein Weib und Kind, wenn sie noch am Leben sind, anständig begaben; auch will ich, wenn wir gen Famagusta auf der Insel Cypern kommen, dich mit Knechten und Mägden, wenn es dir gefällt, dein Lebenlang versehen. Leopoldus gedachte: Der junge Mann verheißt mir Viel, wär' ich der Sache gewiß, so wäre es ein Glück in meinem Alter. Er sprach zu Fortunatus: Ich will euch zu Willen werden, so fern ihr eurem Verheißen genug thut und es auch ausführen könnet. Fanget die Sache nur nicht an, so ihr nicht viel baares Geld habt, denn ohne Geld kann es nicht geschehen. Fortunatus sagte: Sorge nur nicht: ich weiß in jedem Land genug Geld aufzubringen, darum verheiße du mir, bei mir zu bleiben und die

Reise auszuführen. Leopoldus sprach: So sichert auch ihr mir das zu, was ihr mir versprochen habt. Also gelobten sie Beide bei einander zu bleiben und in keiner Noth einander zu verlassen.

Alsbald zog Fortunatus 200 Kronen heraus, gab sie dem Leopoldus und sprach: Gehe hin und kaufe zween hübsche Pferde, spare dabei kein Geld; auch dinge dir einen eignen Knecht, und wenn er dir nicht gefällt, so dinge dir einen andern; wenn du aber kein Geld mehr hast, will ich dir mehr geben, du sollt nie ohne Geld sein. Das gefiel Leopolden wohl, er gedachte, es wäre ein guter Anfang, und rüstete sich nach Herzenslust. Desgleichen that auch Fortunatus: er nahm nicht mehr, denn zwei Knechte und einen Knaben, also, daß ihrer sechs waren. Sie wurden nun eins mit einander, wie sie Länder und Königreiche durchfahren und zuerst das römische Reich besehen wollten. Also ritten sie zunächst nach Nürnberg, auf Donauwörth und Augsburg, Nördlingen, Ulm, Constanz, Basel, Straßburg, Mainz, Köln; darnach zogen sie gen Brügge in Flandern, von da gen London, sind vier Tagreisen; dann gen Edinburg, die Hauptstadt von Schottland, welche neun Tagreisen von London liegt.

Zehntes Kapitel.

Wie sie mit einander in Patrizii Fegfeuer fuhren.

Und es geschah, als sie dahin kamen, hatten sie noch sechs Tagreisen gen Hibernien und in die Stadt, darin Leopoldus daheim war. Da bat Leopoldus seinen

Herrn, mit ihm dahin zu reiten, welches er ihm auch verwilligte. Sie fuhren also gen Hibernien und kamen in die Stadt Waldrik, wo Leopoldus zu Hause war. Derselbe fand Weib und Kind, wie er sie verlassen hatte, doch sein Sohn hatte ein Weib und seine Tochter einen Mann genommen; sie alle waren seiner Heimkehr froh. Weil aber Fortunatus wußte, daß nicht viel Uebriges da war, so gab er dem Leopoldus 100 Nobel, daß er alle Sachen reichlich zurichtete, so wollte er zu ihm kommen und mit ihm fröhlich sein. Also ließ Leopoldus Alles gar köstlich zurichten, lud dazu seine Kinder mit Mann und Weib, so wie andre gute Freunde, und hielt eine so prächtige Wirthschaft, daß es Jedermann in der ganzen Stadt freute. Fortunatus war fröhlich mit ihm, nach der Mahlzeit aber rief er ihn und sprach zu ihm: beabschiede dich von Weib und Kindern, und nimm diese drei Beutel, in deren jeglichem 500 Nobel sich finden; davon sollt du einen deinem Weib, den andern deinem Sohn, den dritten deiner Tochter zur Letze geben, damit sie einen Unterhalt haben. Darüber war Leopoldus froh; er dankte ihm für die große Gabe und erfreute damit Weib und Kinder.

Nun hatte Fortunatus gehört, daß nur noch zwei Tagreisen bis in die Stadt wären, wo St. Patrizii Fegfeuer sich befindet, das wollte er auch beschauen; sie ritten daher mit Freuden in die Stadt Vernick. Daselbst ist eine große Abtei, in deren Kirche hinter dem Fronaltar eine Thüre sich befindet; durch diese geht man in eine finstre Höhle, welche St. Patrizii Fegfeuer genannt ist. Nur läßt man Niemand darein ohne des Abts Erlaubniß. Leopold ging zu dem Abt und bekam Urlaub

dazu; doch fragte derselbe, von wannen sein Herr wäre. Leopold sagte ihm, daß er aus Cypern wäre. Darauf lud der Abt den Fortunatus und die Seinigen zu Gast. Fortunatus nahm das als große Ehre auf; als man daher zur Mahlzeit gehen wollte, kaufte er ein Faß des besten Weins, so er fand, und schenkte es dem Abt, weil der Wein dort sehr theuer ist. Der Abt nahm es mit großem Dank an, denn es wurde sonst wenig Wein im Kloster verbraucht, außer zum Gottesdienst.

Als nun die Mahlzeit vorüber war, begann Fortunatus: Ehrwürdiger Herr, ist es nicht wider eure Würde, so begehre ich zu wissen, woher es kommt, daß man sagt, hie sei St. Patrizii Fegfeuer. Der Abt sprach: Es ist vor vielen Jahren hier, wo jetzt Stadt und Gotteshaus liegt, eine wilde Wüste gewesen, und nicht ferne von da war ein Abt, Namens Patrizies, ein gar andächtiger Mann, der kam oft in diese Wüste, um Buße zu thun. Einmal fand er diese Höhle, die sehr lang und tief ist: darein ging er so weit, daß er nicht mehr herauszukommen wußte. Da fiel er auf seine Kniee und bat Gott, er möchte ihm aus dieser Höhle helfen. Während er also betete, hörte er aus der Tiefe der Höhle ein jämmerliches Geschrei, als ob da viele Leute gepeiniget würden. Darüber erschrack er gar sehr; doch half ihm Gott wieder aus der Höhle. Dafür dankte er Gott treulich, ging in sein Kloster zurück und ward frömmer denn vorher. Seitdem wurde dann durch andächtige Leute allhier ein Kloster gegründet. Fortunatus fragte: Was sagen die Pilger, so sie herauskommen? Der Abt sprach: Ich frage ihrer Keinen, doch sagen Etliche, sie haben ein jämmerliches Rufen gehört; Andere sagen,

sie haben nichts gehört noch gesehen, nur, daß es ihnen sehr gegrauset habe. Fortunatus sprach: Ich bin von Ferne hieher gekommen, ginge ich nun nicht in die Höhle, und man würde es von mir sagen, so wäre es ein Schimpf für mich. Daher will ich nicht von hinnen, ehe ich in dem Fegfeuer gewesen bin.

Der Abt sprach: So ihr denn hinein wollt, so gehet nicht zu weit, denn es sind viele Abwege darin, so, daß man sich leicht verirren mag, wie Etlichen bei meinem Gedenken geschehen ist, die man erst am vierten Tage wieder gefunden hat. Fortunatus fragte den Leopold, ob er mit ihm hinein wollte? Ja, entgegnete er, ich gehe mit euch und will bei euch bleiben, so lange mir Gott das Leben verleiht. Das gefiel dem Fortunatus. Morgens früh schickten sie sich an, empfingen das heilige Sakrament und ließen sich die Thüre zur Höhle aufschließen. Da traten sie hinein, die Priester gesegneten sie und schloßen die Thüre hinter ihnen, welche nicht eher aufgethan ward, als den andern Morgen um die Zeit, wo sie hineingegangen waren; so geschah es alle Tage. Nun gingen sie in der Finsterniß die Höhle tief hinab, wie in einen Keller, bis sie auf ebenen Boden kamen: sie nahmen sich bei den Händen, damit sie nicht von einander kämen, und gingen vorwärts, um bis an das Ende der Höhle zu gelangen und dann umzukehren. Sie fanden aber kein Ende; da entschloßen sie sich, wieder an den Eingang der Höhle zu gehen, aber es gelang ihnen nicht, und sie gingen nun so lange, bis sie müde wurden. Sie setzten sich zur Ruhe und hofften, wenn man ihnen an der Thüre rufe, würden sie es hören und dem Tone nachgehen können, um

hinaus zu kommen. Als man aber des Morgens die Thüre aufschloß und ihnen rief, waren sie so weit entfernt, daß sie es nicht hören konnten: da schloß man die Thüre wieder zu. Nun war die Beiden ein Grausen angekommen, daß sie nicht mehr wußten, wie lange sie in der Höhle waren. Sie gingen hin und her, und wußten weder aus noch ein; der Hunger fiel sie an, also, daß sie schon verzagten und ihr Leben für verloren gaben. Fortunatus fing an und sprach: O allmächtiger Gott, komm' du uns zu Hülfe, denn hier hilft weder Gold noch Silber. Sie setzten sich wieder nieder, wie verzweifelte Leute und hörten und sahen nichts. Am dritten Morgen kamen die Priester wieder: sie schloßen die Pforte auf und riefen; als aber Niemand Antwort gab, gingen sie zu dem Abt und sagten ihm das Leidige, besonders wegen Fortunatus, der ihnen so guten Wein geschenkt hatte. Auch die Knechte der Beiden kamen jetzt herbei, und gebärdeten sich ganz trostlos um die Herren.

Nun kannte der Abt einen alten Mann, der vor vielen Jahren die Höhle mit Schnüren abgemessen hatte. Zu dem schickte er und gab ihm auf, zu sehen, ob er die Männer herausbringen könne. Die Knechte verhießen ihm 100 Nobel. Der Mann sprach: Sind sie noch am Leben, so bringe ich sie heraus.

Also rüstete er sich mit seinem Gezeug, ging in die Höhle, legte sein Instrument an und durchsuchte einen Gang um den andern, bis er die Verirrten fand. Diese waren froh, denn sie waren ganz ohnmächtig und schwach geworden. Der Mann befahl ihnen, sich ganz an ihn zu halten wie ein Blinder an den Sehenden; er aber ging seiner Schnur nach, und so kamen

sie mit Gottes und ihres Führers Hülfe wieder zu den Leuten. Darüber war der Abt froh; denn er hatte besorgt, wenn die Beiden verloren gegangen wären, so würde kein Pilger mehr dahin kommen, wodurch ihm und seinem Kloster großer Gewinn entginge.

Wohl möchte man sagen: Warum geht man nicht mit Lichtern oder Laternen in die Höhle? Es ist zu wissen, daß die Höhle keinerlei Licht leidet.

Nun gab Fortunatus dem alten Manne die 100 Nobel, welche seine Knechte ihm verheißen hatten, mit großem Dank, und ließ in der Herberge noch ein köstliches Mahl zurichten; er lud den Abt und alle seine Brüder dazu, und lobte Gott, daß er ihm abermals aus einer großen Angst geholfen; auch ließ er dem Abt und Convent 100 Gulden zum Abschied reichen, auf daß sie Gott für ihn bitten sollten.

Also nahmen sie Urlaub von dem Abt, und traten ihre Rückreise an; sie ritten den nächsten Weg zurück, bis sie über Meer gen Calais kamen. Von da zogen sie gen St. Jobst in der Pikardie, dann nach Paris und durch ganz Frankreich; sie kamen durch Hispanien, Neapolis und Rom bis gen Venedig.

Eilftes Kapitel.

Wie Fortunatus gen Venedig, und dann gen Konstantinopel kam, wo ihm sein Glücksseckel abgeschnitten wurde.

Und es geschah, als sie zu Venedig ankamen, hörten sie, wie der Kaiser zu Konstantinopel seinen Sohn zum Kaiser wollte krönen lassen, dieweil er selbst schon

alt war. Das hatten die Venediger vernommen: darum richteten sie eine Galeere zu, und schickten eine stattliche Gesandtschaft mit vielen köstlichen Kleinodien an den Kaiser. Da miethete sich Fortunatus auch auf die Galeere und fuhr mit den Venedigern gen Konstantinopel. Dahin kam so viel Volk, daß man beinah keine Herberge finden konnte. Den Venedigern ward ein eigenes Haus angewiesen, sie wollten aber Niemand Fremder bei sich haben. Nun suchte Fortunatus gar lange nach einem Hause für sich und sein Volk; zuletzt fand er eines, aber der Wirth darin war ein Dieb. Bei dem waren sie zur Herberge und gingen alle Tage aus, um die Festlichkeiten und die prächtigen Aufzüge zu sehen. Sie hatten eine eigene Kammer, die verschloßen sie und meinten, ihre Sachen wären darin gut versorgt. Aber der Wirth hatte einen heimlichen Eingang in die Kammer mittels einer hölzernen Wand, daraus er ein Brett nehmen und wieder zuthun konnte, ohne daß es Jemand merkte; dadurch ging er aus und ein. Während nun seine Gäste bei dem Fest waren, durchsuchte er ihre Mantelsäcke und Bündel, aber er fand darin kein baares Geld, was ihm fremd vorkam; er gedachte, sie trügen das Geld bei sich eingenäht in den Wämsern.

Als sie nun etliche Tage bei dem Wirth gezehrt hatten, rechneten sie mit ihm; da erst wurde dieser gewahr, daß Fortunatus Geld unter dem Tisch hervorbrachte und es Leopolden gab, welcher den Wirth bezahlte. Nun hatte Fortunatus dem Leopold befohlen, daß er keinem Wirth etwas abbrechen wollte, sondern was Einer begehre, das soll er ihm geben. So hielt er es auch mit diesem Wirth, und das gefiel demselben wohl,

doch genügte es ihm nicht, und er hätte lieber Alles, ja selbst den Seckel zu dem Geld gehabt.

Indessen war der Tag herangenaht, an dem Fortunatus verheißen hatte, einer armen Tochter einen Mann zu geben, und sie mit 400 Goldstücken nach Landeswährung zu begaben. Er fragte nun den Wirth: Ob er nicht einen Mann wüßte, der eine fromme mannbare Tochter hätte, die er aus Armuth nicht auszusteuern vermöchte. Der Wirth sprach: Ja, ich weiß ihrer mehr als eine, und morgen will ich euch einen frommen und ehrbaren Mann zuführen, der seine Tochter mit sich bringen soll. Das gefiel dem Fortunatus gar wohl. Was dachte aber der Wirth? Ich will ihnen in dieser Nacht das Geld stehlen, dieweil sie noch haben; denn warte ich länger, so geben sie es aus. Wirklich stieg er in der Nacht, als sie hart schliefen, durch das Loch, durchsuchte ihre Kleider und vermeinte, große Beute mit Goldstücken unter ihren Wämsern zu finden; er fand aber nichts. Da schnitt er Leopolden den Seckel ab, darin waren zehn Dukaten; deßgleichen that er dem Fortunatus. Als er aber dessen abgeschnittenen Seckel von außen befühlte und nichts darin war, warf er ihn unter die Bettstatt. Darauf ging er zu den Knechten und schnitt ihnen allen die Seckel ab, darinnen er Geld fand; alsdann öffnete er Thüre und Fenster, als wären Diebe von der Gasse hereingestiegen.

Und es geschah, als Leopold erwachte und Thür und Fenster offen sah, schalt er seine Knechte und rief: Warum gehet ihr heimlich aus und setzet euern Herrn also in Unruhe? Die Knechte, welche noch schliefen, fuhren aus dem Schlaf, und ein Jeder versicherte, er

hätte nichts gethan. Da erschrack Leopold und sah bald nach seinem Seckel, aber der war abgeschnitten und der Stumpf hing noch an dem Gürtel. Er rief dem Fortunatus und sprach: Herr, unsre Kammer steht an allen Orten offen, und ist mir euer Geld, so ich noch hatte, gestohlen. Das hörten die Knechte, denen war es ebenso ergangen. Fortunatus sah auch nach seinem Wams, daran er den Glücksseckel trug, und fand, daß er ihm gleichfalls abgeschnitten war. Man kann sich denken, wie er erschrack. Er fiel ohnmächtig nieder und lag da gleich einem Todten. Leopold und die Knechte hatten Leid um den Herrn, ob sie gleich noch nicht wußten, welch großen Verlust er erlitten hatte. Sie salbten und rieben ihn, bis sie ihn wieder zur Vernunft brachten.

Indem sie also in großen Aengsten waren, kam der Wirth herbei, stellte sich ganz verwundert und sprach: Was habt ihr denn für ein Leben? Sie sagten zu ihm: All unser Geld ist uns gestohlen. Da sprach der Wirth: Was seid ihr aber für Leute? habt ihr nicht eine wohlversperrte Kammer? warum habt ihr euch nicht vorgesehen? Sie sagten: Wir hatten Fenster und Thüre versperrt, doch haben wir jetzt Alles offen gefunden. Der Wirth sprach: Sehet zu, ob ihr es nicht euch selbst unter einander gestohlen habt; es ist zwar viel fremdes Volk hier, für die auch Niemand stehen kann.

Als sich Alle so übel geberdeten, und er des Fortunatus Gestalt so gar verwandelt sah, fragte er: Ist es denn so viel Geld, das ihr verloren habt? Sie sagten: Es wäre nicht viel. Da sprach der Wirth: Wie möget ihr euch denn so übel gebaben um ein gering

Geld? Ihr wolltet gestern einer armen Tochter einen Mann geben: ersparet das Geld und verzehret es.

Fortunatus antwortete dem Wirth gar traurig: Mir ist mehr Leid um den Seckel, als um das Geld, so ich verloren habe; es ist ein kleines Wechselbrieflein darin, das für Niemanden eines Pfennigs Werth nütz ist. Wiewohl nun der Wirth ein Schalk war, so wurde er doch zur Barmherzigkeit bewegt und sprach: Laßt uns suchen, ob man den Seckel nicht findet, denn Niemand hat Freude an einem leeren Seckel. Er hieß die Knechte suchen; da kroch Einer unter das Bett, fand den Seckel und rief: hier liegt ein leerer Seckel. Er brachte ihn seinem Herrn und fragte: Ob das der rechte Seckel wäre? Fortunatus besah ihn, und es war wirklich sein Glücksseckel.

Nun fürchtete Fortunatus, der Seckel möchte seine Tugend verloren haben, weil er abgeschnitten worden war, und doch durfte er vor den Leuten nicht darein greifen, denn ihm wäre Leid gewesen, wenn ein Mensch von der Eigenschaft des Seckels gewußt hätte; auch fürchtete er, er möchte dann mit dem Seckel ums Leben kommen. Fortunatus legte sich wieder, denn man sah wohl, daß er noch schwach war; aber unter der Decke that er den Seckel auf, griff hinein und fand, daß der Seckel noch alle Kräfte hatte, wie zuvor, darüber er sehr erfreut war. Doch hatte der Schrecken ihm so sehr zugesetzt, daß er den ganzen Tag im Bette bleiben mußte.

Leopold wollte ihn trösten und sprach: O Herr, gehabt euch nicht so jämmerlich, denn wir haben ja noch schöne Rosse, silberne Ketten, güldene Ringe und andere Kleinodien; und so wir kein Geld haben, wollen wir euch mit der Hülfe Gottes auch wohl heimbringen, denn

ich bin durch manches Königreich gezogen ohne Geld. Leopold meinte nämlich, Fortunatus wäre so reich in seiner Heimath, daß ihm kein Verlust schaden möchte.

Ach! seufzte Fortunatus gar ohnmächtig: wer das Gut verliert, kommt auch um die Vernunft; Weisheit wäre zu erwählen vor Reichthum, Stärke, Gesundheit, Schönheit und langem Leben: das mag man Keinem stehlen — und damit schwieg er. Leopold verstand die Worte nicht, denn er wußte ja nicht, wie er unter diesen Stücken allen die Wahl gehabt hatte; er fragte ihn nicht weiter, weil er meinte, Fortunatus wüßte in der Ohnmacht nicht, was er sagte.

Mit Mühe brachten sie es dahin, daß er wieder zu sich selbst kam, aß, seine rechte Farbe wieder gewann und fröhlich wurde. Als es aber Nacht wurde, befahl er den Knechten, daß sie die ganze Nacht Lichter brennen ließen und jeder sein bloßes Schwert zu sich legte, damit sie nicht mehr also beraubt würden. Von Stund machte er auch den Glücksseckel auf's Beste wieder zurecht, und ließ ihn, so lang er lebte, nicht mehr an dem Wams hängen, sondern bewahrte ihn allweg, daß ihn ihm Niemand mehr stehlen konnte.

Am andern Morgen stand Fortunatus auf mit den Seinen und ging in die Sophienkirche, darin eine gar schöne Kapelle ist, genannt zu unsrer lieben Frauen; da gab er den Priestern zwei Goldstücke, daß sie ein Hochamt sängen, unsrer lieben Frauen zu Lob und Ehren, dazu den Lobgesang Te Deum laudamus. Als solches vollbracht war, ging er mit den Seinen wieder an den Platz, wo die Wechsler standen; dann ließ er die Knechte heimgehen, um die Mahlzeit zuzurüsten und die

Rosse zu besorgen, seinem Freund Leopold aber gab er Geld und sagte: Geh und kaufe fünf neue Seckel, so will ich zu einem Wechsler gehen und Geld holen; ich habe keine Freude, wenn wir Alle ohne Geld sind. Leopold that, was ihm befohlen war, und brachte fünf leere Seckel. Indessen hatte Fortunatus stark in den Seckel gegriffen, und gab nun dem Leopold in einen Beutel 100 Dukaten, daß er davon ausgäbe und sich versehe, auch Niemanden Mangel leiden lasse: wenn er nichts mehr hätte, sollte er nur mehr holen. Jedem Knecht gab er einen neuen Seckel und 10 Dukaten darein, sprechend: Sie sollten fröhlich sein und nur Sorge tragen, daß ihnen kein Schade mehr widerführe. Sie dankten ihm höflich und versprachen, seinem Befehl nachzuleben. In den fünften Beutel that Fortunatus 400 Dukaten, und sandte nach dem Wirth, daß er ihm eine arme mannbare Tochter zum Ausstatten herbeischaffe. Der Wirth verhieß, alsbald eine solche herzubringen. Nun ging er zu einem ehrbaren Mann und sagte: Es wäre ein reicher Gast bei ihm; er solle seine Tochter zu sich nehmen und mit ihm gehen: er verhoffe, seine Sache sollte gut werden.

Der Vater der Tochter war ein Schreiner, ein frommer und einfältiger Mann, der sagte: Ich will meine Tochter nicht hinführen, denn wer weiß, ob euer Herr nicht Unehrliches mit ihr vor hat; will er ihr etwas Gutes thun, so komme er zu mir. Das verdroß den Wirth sehr; er sagte es dem Fortunatus und meinte, der sollte auch einen Verdruß darüber haben. Er hatte aber ein Wohlgefallen daran und sprach: Führet mich zu dem Mann. Als sie in des Mannes Haus kamen,

sprach Fortunatus zu ihm: Ich habe vernommen, daß du eine Tochter hast, die erwachsen ist; laß sie doch herkommen und die Mutter mit ihr. Was soll sie? fragte der Mann. Fortunatus sprach: Heiß sie kommen, es ist ihr Glück. Da rief der Schreiner der Mutter und Tochter; sie kamen beide, aber sehr verschämt, denn sie hatten schlechte Kleider an; die Tochter stellte sich hinter die Mutter, daß man desto weniger ihre schlechte Kleidung wahrnehme. Fortunatus sprach: Jungfrau, geht hervor. Sie war schön und gerade. Er fragte den Vater: Wie alt die Tochter wäre? Es hieß: Zwanzig Jahre. Er sprach: Warum habt ihr sie so alt werden lassen und ihr keinen Mann gegeben? Die Mutter mochte nicht warten, bis der Vater antwortete, und sprach: Sie wäre schon vor sechs Jahren groß genug gewesen, aber wir haben nichts gehabt, um sie auszusteuern. Fortunatus sprach: Wenn ich ihr eine schöne Aussteuer gebe, wißt ihr einen Mann für sie? Die Mutter entgegnete: Ich weiß ihrer genug: unser Nachbar hat einen Sohn, der ihr hold ist und sie gern nähme, wenn sie etwas hätte. Fortunatus fragte die Jungfrau: Wie gefiele euch denn des Nachbars Sohn? Sie sprach: Ich will nicht wählen; welchen mir Vater und Mutter geben: den will ich nehmen; sollte ich auch ohne Mann sterben sollen, ich wollte keinen selber wählen. Da konnte die Mutter nicht schweigen, sie sprach: Herr, sie lügt, denn ich weiß, daß sie ihm hold ist und daß sie ihn von ganzem Herzen gerne hätte.

Nun schickte Fortunatus den Wirth nach dem Jüngling, und als er ihn sah, gefiel er ihm wohl. Er nahm den Seckel mit den 400 Dukaten, schüttelte dieselben

vor sie hin auf den Tisch und sprach zu dem Jüngling, der bei zwanzig Jahren alt war: Willt du diese Jungfrau zur Ehe? und du Jungfrau, willt du diesen Jüngling zur Ehe? so will ich euch dieß wenige Geld zu einer Aussteuer geben. Der Jüngling sprach: Ist euch die Sache Ernst, so ist sie mir recht. Die Mutter antwortete schnell: So ist's meiner Tochter auch recht.

Also schickte Fortunatus nach dem Priester, und ließ die Beiden zusammengeben vor der Braut und des Bräutigams Eltern, damit es eine rechtmäßige Ehe wäre. Darauf gab er ihnen das baare Geld, wie er es gebracht hatte; dazu der Braut Vater 10 Dukaten, daß er sich und sein Weib kleidete, und noch 10 Dukaten, auf daß sie damit Hochzeit hielten. Darüber waren sie

Alle von Herzen froh, dankten dem Fortunatus und lobten Gott, sprechend: Gott hat den Mann vom Himmel gesendet.

Als nun die Ehe geschlossen war, gingen sie wieder in die Herberge. Den Leopold nahm es Wunder, daß sein Herr so mild war, so viel Geld ausgab, und sich doch so übel geberdete wegen des wenigen Gelds, das ihm gestohlen worden war. Dem Wirth aber machte es viel Aerger, daß er den Seckel mit den 400 Dukaten nicht gefunden, da er doch alle ihre Bündel durchsucht hatte; er ergrimmte bei sich selbst und gedachte: Hat der Herr so Viel ausgegeben, so muß ich mich noch mehr unterstehen, ihm die Taschen zu leeren.

Zwölftes Kapitel.

Wie der ungetreue Wirth den Fortunatus noch einmal bestehlen wollte, und Leopoldus ihn erschlug.

Und es geschah, als Fortunatus mit den Seinen einmal wieder ausging, um des Kaisers Fest anzuschauen, da machte sich der Wirth wieder in die Kammer, bohrte Löcher in die Kerzen, welche Fortunatus besonders hatte machen lassen, that Wasser darein und verklebte es wieder, also, daß die Kerzen, wenn sie zwei Stunden gebrannt hatten, von selbst wieder erloschen. Als nun seine Gäste wieder heimkehrten vom Feste, da trug er ihnen zum Nachtessen den besten Wein auf, den er bekommen konnte; er selbst trank mit, war fröhlich mit ihnen und vermeinte, sie sollten nun tüchtig darauf schlafen. Sie gingen zu Bette, rüsteten ihr Nachtlicht,

und Jeder legte sein bloßes Schwert zur Seite; so glaubten sie ohne alle Sorge schlafen zu können.

Aber der Wirth schlief nicht, sondern gedachte sein Vorhaben zu vollbringen. Als er nun sah, daß das Licht erloschen war, kroch er durch das Loch in der Wand, kam zu Leopold und fing an, ihm unter dem Kopf zu knistern. Leopold aber schlief nicht; er hatte ein gar wohlschneidend Schwert bei sich auf der Decke liegen; er griff darnach und hieb nach dem Wirth. Der bückte sich, aber nicht genug: da verwundete er ihn so hart in den Hals, daß er weder ach noch wehe sprach und also todt da lag. Leopold rief den Knechten gar zornig zu: Warum habt ihr das Licht ausgelöscht? Sie sagten Alle: Sie hätten es nicht gethan. Leopold sprach: Zünde alsbald Einer ein Licht an, ihr Andern aber stellt euch mit bloßen Schwertern unter die Thüre und lasset Niemanden hinaus, denn es ist ein Dieb in der Kammer. Bald brachte ein Knecht ein Licht und rief: Thut die Thüre wohl zu, auf daß uns der Dieb nicht entrinne. Sie fingen an zu suchen: da fanden sie den Wirth mit der Wunde am Hals todt bei Leopolds Bettstatt liegen.

Als Fortunatus solches sah, erschrack er mehr, denn je im Leben, und sprach: O Gott, wäre ich nie gen Konstantinopel gekommen! es wäre noch zu ertragen gewesen, wenn wir unser Gut verloren hätten, nun aber kommen wir um Gut und Leben. O allmächtiger Gott, komm uns Armen zu Hülfe, denn sonst kann uns Niemand helfen; wir sind fremd, und so wir auch die Wahrheit sagen, glaubt man uns nicht. Bieten wir aber viel Geld um unsre Freiheit, so denken sie, wir haben das Leben verwirkt, das Geld würde ihnen doch

zu Theil, und noch viel mehr dazu. Zu Leopold aber sprach er: O wehe! wie hast du so übel gethan, daß du den Wirth hast zu todtgeschlagen! hättest du ihn nur verwundet bis auf den Tod, so wollten wir mit der Hülfe Gottes und mit baarem Geld unser Leben in Sicherheit setzen. Leopold entgegnete: Es ist finster gewesen, also, daß ich nicht wußte, was ich traf; ich schlug eben nach einem Dieb, der mir unter dem Kopf knisterte und uns schon früher bestohlen hatte; den habe ich getroffen, und wollte Gott! daß alle Welt wüßte, auf welche Art er wäre zu todtgeschlagen worden, so dürften wir weder um Leben noch Gut besorgt sein.

Nein, sprach Fortunatus, wir bringen es durchaus nicht dahin, daß wir ihn als einen Dieb brandmarken, denn sein Freunde lassen es nicht dahin kommen: uns hilft weder Rede noch Geld. Da gedachte Fortunatus in seiner Angst: Hätte ich doch nur einen guten Freund, dem ich meinen Seckel anvertrauen und die Kraft desselben offenbaren könnte; wann wir dann gefangen würden und etwa sagten, wie es zugegangen wäre, vielleicht nähme der Richter eine Summe Gelds von dem guten Freund für uns. Jedoch gedachte er wieder: wenn ich den Seckel hergebe, dem wird er so lieb sein, daß er ihn mir nimmer gibt, und er wird dem Richter noch großes Gut schenken, daß er uns eiligst radbreche und der große Mord nicht also ungerochen bliebe; er wird sagen: Schimpf und Schande wäre es, wenn es hieße, in Konstantinopel haben Fremde einen Wirth ermordet, und die sollten nicht geradbrecht werden. Also hielt er es für räthlicher, den Seckel nicht aus der Hand zu geben,

und fing wieder an, Gott aus ganzem Grund seines Herzens anzurufen.

Als nun Leopold sah, das Fortunatus samt den Knechten so gar erschrocken und betrübt waren, sagte er: Wie seid ihr doch so gar verzagt? hier hilft kein Trauren, die Sache ist geschehen, und wir können den Dieb nimmer lebendig machen; laßt uns sehen, wie wir uns mit Vernunft aus der Sache ziehen. Fortunatus sprach: Ich weiß nicht zu rathen und muß es abermals bereuen, daß ich nicht Weisheit statt Reichthum erwählet habe, da ich es wohl hätte thun mögen; weißt du etwas Gutes zu rathen, so thu' es, denn es ist jetzt vonnöthen. Leopold sprach: So folget mir und thut, was ich euch heiße; so will ich uns alle mit Gottes Hülfe samt Leib und Gut, und ohne alles Hinderniß von hinnen bringen. Ueber diese Worte wurde Fortunatus gar froh.

Leopold sprach: Nur seid stille, es rede Niemand, verberget auch das Licht. Da nahm er den todten Wirth auf seinen Rücken und trug ihn dem Stall zu, wo ein tiefer Brunnen war; darein warf er den Leichnam mit dem Kopf voran. Das Wasser war so tief, daß man ihn nicht mehr erblicken konnte; auch geschah es um Mitternacht, also, daß es Niemand hörte noch sah. Leopold kam jetzt wieder zu Fortunatus und sprach: Ich habe uns den Dieb vom Hals geschafft, also, daß man in langer Zeit nicht wissen wird, wohin er gekommen ist. Ihr bildet euch wohl ein, daß er es den Leuten nicht zuvor gesagt haben wird, daß er hieher kommen wolle, um uns zu bestehlen. Also weiß auch Niemand, daß ihm von uns Leid geschehen: sind deßhalb frohen Muths. Zu den Knechten sprach er: Gehet zu den Rossen,

rüstet sie zu und fanget an zu singen und zu sagen von schönen Frauen; und sehet zu, daß Keiner sich traurig geberde; also wollen wir auch thun, und sobald es Tag werden will, wollen wir davon reiten. Hätten wir den alten und den jungen Kaiser von Konstantinopel erschlagen, wir wollten dennoch davon kommen.

Diese Worte hörte Fortunatus gerne, er fing an, fröhlich zu thun, mehr als ihm zu Muthe war. Auch die Knechte stellten sich fröhlich an; als sie ihre Rosse gerüstet hatten, riefen sie den Knechten und Mägden des Wirths, schickten nach Malvasier, den man da leicht haben konnte, und nun mußte Jedermann sich voll trinken. Den Knechten gaben sie noch einen Dukaten Trinkgeld und den Mägden auch einen, und also waren sie guter Dinge.

Leopold sprach: Ich hoffe, wir kommen in einem Monat wieder; dann wollen wir erst ein lustig Leben führen. Fortunatus sprach zu den Knechten und Mägden: grüßt den Wirth und die Wirthin, und sagt ihnen, ich hätte ihnen gerne den Malvasier vor das Bette gebracht, ich dachte aber, Ruhe würde ihnen besser behagen.

Mit solchen lustigen Reden saßen sie auf und ritten eilends der Türkei zu. Sie kamen in eine Stadt, die heißt Karosa, in welcher der türkische Kaiser einen Amtmann hatte, dem befohlen war, den Pilgern oder christlichen Kaufleuten, so durch sein Land reisten, Geleit zu geben. Das wußte Leopold wohl, sobald er also dahin kam, ging er zu dem Amtmann und sagte: Ihrer wären sechs Wallbrüder, die begehrten Geleit und einen Dollmetscher, welcher mit ihnen ritte. Der sagte: Das will ich thun, doch will ich vier Dukaten von einem Jeden

haben, und für den Knecht alle Tage einen Dukaten und freie Zehrung. Leopold wehrte sich ein wenig, doch machte er nicht viel Worte und gab ihm das Geld. Der Amtmann schrieb ihm nun einen Geleitsbrief und wies ihnen einen landskundigen Mann zu, damit sie wohl versorgt wären. Also ritten sie durch die Türkei.

Als nun Fortunatus sah, daß er keine Sorge mehr haben durfte, und ihm der Schrecken, der ihn zu Konstantinopel befallen hatte, vergangen war, fing er an, wieder fröhlich zu werden und Scherzreden zu treiben. Und nun ritten sie an des türkischen Kaisers Hof, sahen den großen Reichthum und die Menge seines Kriegsvolks, und verwunderten sich, wie ein Mann so viel Volks möchte zusammenbringen; nur das gefiel ihnen übel, daß so viele Christen unter dem Volk waren, die ihren Glauben verläugnet hatten.

Fortunatus blieb nicht gar lange an diesem Hof, und zog durch die kleine und große Wallachei, wo Drakula Waida herrschte, und kam in das Königreich Bosnien; von da zog er gen Croatien, von Croatien gen Dalmatien, von da gen Ofen, von Ofen gen Krakau, dann gen Kopenhagen und Stockholm, gen Bergen in Norwegen, von da durch Dänemark gen Prag, endlich den nächsten Weg durch Sachsen und Frankenland gen Augsburg, von dannen er mit etlichen Kaufleuten, die er aller Kosten frei hielt, in wenig Tagen nach Venedig gelangte.

Dreizehntes Kapitel.

Wie Fortunatus wieder gen Famagusta kam, daselbst ein herrlich Hauswesen begann und sich mit der Gräfin Cassandra vermählte.

Und es geschah, als Fortunatus zu Venedig war, da gedachte er bei sich: Hier sind viele reiche Leute, da darfst du auch merken lassen, daß du Geld hast. Also fragte er nach alten köstlichen Sachen, deren man genug vor ihn brachte. Darunter waren viele, die ihm gefielen; darum, so hohe Preise man ihm auch ansetzte, er ging selten davon, ohne daß er kaufte. Da die Venediger auf solche Weise manche Summe Gelds von ihm lösten, wurde er gar sehr von ihnen in Ehren gehalten.

Bei alle dem wußte Fortunatus wohl noch, wie er seine Eltern zu Famagusta in großer Armuth zurückgelassen hatte. Darum ließ er sich köstliche Gewande machen, kaufte schönes Hausgeräthe, und Alles das gedoppelt; dann miethete er eine Galeere und fuhr also gen Cypern; er kam glücklich wieder zu Famagusta an, nachdem er wohl fünfzehn Jahre auswärts gewesen war. Als er die Stadt betrat, ward ihm gleich gesagt, wie sein Vater und seine Mutter bereits gestorben wären, was ihm gar leid war. Doch miethete er alsbald ein großes Haus, ließ Hab und Gut hineinführen, dingte noch mehrere Knechte und Mägde, und fing an, herrlich zu hausen. Er wurde von Jedermänniglich gar ehrenvoll gehalten, obwohl Etliche Wunder nahm, woher er den großen Reichthum bekommen, da doch die Meisten wohl wußten, daß er in großer Armuth von dannen gezogen war.

Als er in Famagusta war, kaufte er das Haus seines Vaters und noch mehrere Häuser dazu, ließ sie alle abbrechen und baute einen köstlichen Palast, den ließ er auf's Zierlichste herrichten, denn er hat gar viele köstliche Gebäude gesehen. Neben dem Palast ließ er eine gar schöne Kirche bauen, und um die Kirche herum dreizehn Häuser; er stiftete eine Probstei für zwölf Capläne, die sollten allezeit singen und lesen. Dazu kaufte er Zinsen, Gülten und Renten. Der Probst bekam 300 Dukaten, und ein Caplan alle Jahr 100. Auch ließ er in der Kirche zwei Grabstätten machen, ließ Vater und Mutter ausgraben und in die eine legen, die andre bestimmte er für sich und seine Erben.

Als nun Alles fertig war, besah er es mit Wohlgefallen und gedachte bei sich: zu einem solchen Palast ziemt auch ein ehrsames Leben. Von Stund an nahm er sich vor, ein Gemahl zu nehmen. Als man inne ward, daß Fortunatus ein Weib nehmen wollte, war Jedermann froh: Reiche und Arme, Edle und Unedle puzten ihre Töchter auf's Schönste heraus, so gut sie es vermochten, und Jeder dachte: Vielleicht gibt Gott meiner Tochter das Glück so gut als einer andern — und Alle hätten gerne ihre Töchter angebracht. Also wurden viele Töchter schön gekleidet, die sonst noch lange ohne schöne Kleider geblieben wären.

Nun war nicht weit von Famagusta ein Graf, Namens Nimian, der hatte drei Töchter, die schöner, als alle andre, waren. Diesem rieth der König, er sollte dem Fortunatus seine Töchter antragen lassen, und wenn es ihm recht wäre, so wollte er selbst das Beste dazu reden. Der Graf war nicht reich, doch sagte

er: Herr König, wenn er meiner Töchter eine begehrte, könntet ihr derselben dazu rathen? er hat ja weder Land noch Leute: mag er immerhin viel baares Geld gehabt haben, so seht ihr ja, wie viel er verbaut hat, was keinen Nutzen trägt. So kann er auch mit dem Uebrigen noch fertig werden, und wie sein Vater in Armuth kommen, denn es ist geschwind geschehen, daß große Baarschaft verthan wird. Der König sprach: ich habe von Leuten, die es gesehen haben, vernommen, daß er so viele köstliche Kleinodien hat, also, daß man eine Grafschaft dafür kaufen könnte; und dennoch ist ihm nichts davon feil. Ich höre viel von ihm sagen, wie er so manches Land und Königreich durchfahren, demnach vermeine ich, wenn er seine Sache nicht zu einem guten Ende zu bringen wüßte, er hätte keinen so köstlichen Palast und eine so schöne Kirche bauen lassen, die er so herrlich begabt hat auf ewige Zeiten. Darum wäre mein Rath, daß du ihm deine Tochter gäbest, und wenn es dir recht ist, so will ich den Werber machen; denn Fortunatus gefällt mir wohl, und ich würde es lieber sehen, wenn er ein edles Gemahl, statt einer Bäurin überkäme; auch würde es mich verdrießen, wenn ein unadeliches Weib den schönen Palast besitzen und bewohnen sollte.

Da nun der Graf hörte, daß dem König des Fortunatus Wesen so wohl gefiel, sprach er: Gnädiger Herr König, ich vernehme an eurer Rede wohl, daß ihr einen Gefallen daran hättet, wenn ich dem Fortunatus eine meiner Töchter gäbe; so sei euch denn die Sache völlig überlassen. Wie der König dieß hörte, sagte er: Sende deine Töchter an meine Gemahlin, so will ich sie

zieren lassen, in der Hoffnung, daß ihm eine davon gefallen werde; jedoch soll er die Wahl haben. Auch will ich es so fügen, daß du kein Heirathgut zu geben brauchst, sollte aber ja eines nöthig sein, so will ich es ausrichten.

Graf Nimian war dem König dafür sehr dankbar und sprach: Was ihr mir befehlet, das will ich thun. Er beurlaubte sich von dem König, ritt heim zu seiner Gemahlin und sagte ihr Alles, was sich zwischen ihm und dem König verlaufen hätte. Der Gräfin gefiel das Alles wohl, nur däuchte ihr Fortunatus nicht edel genug; auch wollte ihr nicht gefallen, daß er die Wahl haben sollte, denn eine der Töchter war ihr gar lieb. Der Graf fragte: Welche ihr die liebste wäre? sie wollte es ihm aber nicht sagen. Doch folgte sie seinem Willen und rüstete die Töchter zu; sie gab ihnen eine Hofmeisterin, Diener und Mägde, wie es für Töchter von solchem Stande geziemte, und so kamen sie nun an den Hof des Königs von Cypern. Allda wurden alle drei, und die, so mit ihnen kamen, von dem König und der Königin freundlich empfangen. Sofort wurden sie in der Hofzucht und Allem, was sonst zu adeligem Wesen gehört, unterwiesen. Sie waren schön und wurden von Tag zu Tag noch schöner. Als es dem König die rechte Zeit zu sein schien, sandte er eine stattliche Botschaft zu Fortunatus, daß er zu ihm käme; doch ward ihm nicht gesagt, warum er nach ihm geschickt hätte. Da er wußte, daß der König ihm gnädig gesinnt war, so rüstete er sich eilends, ritt fröhlich zum König, und ward sehr wohl von ihm empfangen.

Da sprach der König zu ihm: Fortunatus, du bist

mein Unterthan, und vermeine ich, du solltest dem folgen, was ich dir rathe, denn ich gönne dir alles Gute. Ich habe wohl vernommen, wie du einen so köstlichen Palast und eine herrliche Kirche hast bauen lassen, und nun Willens bist, dir eine Gemahlin zu suchen. Ich besorge aber, du möchtest eine nehmen, welche mir nicht behagte, darum habe ich gedacht, dir eine Gemahlin zu verschaffen, die deiner werth wäre, und dadurch du nebst deinen Erben geehrt werden solltest.

Fortunatus sprach: Gnädigster König, es ist wahr, ich bin Willens, mir eine Gemahlin zu nehmen; da ich aber höre, daß mein Herr und König so gnädig und herablassend sein will, für mich eine zu wählen, so will ich all Vertrauen auf eure Gnade setzen. Da gedachte der König bei sich: unter solchen Umständen ist es leicht, eine Heirath zu Stande zu bringen; er sprach zu Fortunatus: Ich weiß drei schöne Töchter, alle drei von Vater und Mutter her Gräfinnen: die älteste ist achtzehn Jahr alt und heißt Gemiana, die andre siebenzehn Jahr, und heißt Marsepia, die dritte dreizehn, und heißt Cassandra. Unter diesen dreien will ich dir die Wahl lassen, du sollt eine nach der andern sehen, oder willt du sie alle drei auf einmal beschauen? Fortunatus bedachte sich nicht lange und sprach: Großmächtigster König, da ihr mir es frei stellet, so will ich sie alle drei neben einander sehen und jede reden hören.

Der König sagte: Was du willt, soll geschehen. Zur Stunde entbot er der Königin, sie sollte das Frauenzimmer und die Jungfrauen wohl zieren, er wolle selber darein kommen und einen Gast mitbringen. Das that die Königin mit Eifer, denn sie wußte wohl, warum es geschah.

Wie es nun Zeit war, nahm der König den Fortunatus zu sich und wollte mit ihm gehen. Fortunatus sprach: Mein Herr und König, ist es euch nicht zuwider, so lasset diesen meinen alten Diener mit uns gehen. Der König hatte nichts dagegen; und so gingen sie nun alle drei mit einander in das Frauenzimmer. Da stund die Königin auf mit allen ihren Jungfrauen, und empfing den König und seine Gäste in allen Ehren. Also setzte sich der König nieder, und Fortunatus stand neben ihm. Der König begann: Lasset mir kommen die drei Jungfrauen, Gemiana, Marsepia und Cassandra. Alsbald standen sie auf, gingen durch den Saal, und neigten sich gar ehrerbietig, ehe sie vor den König traten. Der König hieß sie Alle aufstehen und sprach zu der ältesten: Gemiana, sage mir, bist du lieber bei der

Königin oder bei deinen Eltern? Sie sprach: Gnädiger Herr und König, mir geziemt nicht, diese Frage zu beantworten; wenn mir auch Eines lieber wäre, als das Andre, so dürfte ich doch auf meinen eigenen Willen nicht sehen, sondern, was ihr oder mein Vater mir gebietet, dem müßte ich gehorsam sein.

Nun sprach der König zu der andern: Marsepia, sage mir die Wahrheit: Wen liebst du am meisten, deinen Herrn Vater oder deine Frau Mutter? Sie antwortete: Gnädigster König, auf diese Frage weiß ich nicht zu antworten; ich habe Beide von ganzem Herzen lieb; wenn ich aber Eines lieber hätte, als das Andre, so wäre mir doch leid, daß mein Herz es wissen und mein Mund verkündigen sollte, da ich alle Treue und Liebe bei ihnen Beiden finde.

Endlich sprach der König zu der dritten und jüngsten: Cassandra, sage mir, wenn jetzt ein schöner Tanz von Fürsten und Herren und vielen edlen Frauen und Jungfrauen allhier gehalten würde, und es wäre dein Vater und deine Mutter zugegen, und das Eine spräche: Gehe zum Tanz! und das Andre sagte: Gehe nicht! welchem Gebot würdest du folgen? Allergnädigster Herr und König, antwortete Cassandra, ihr wißt, daß ich noch jung bin, und Vernunft nicht vor den Jahren kommt; so möge eure hohe Weisheit ermessen die Schwachheit der Jugend. Ich weiß nicht zu wählen, denn, wenn ich je wählte, so würde ich ja Eines von Beiden erzürnen, was ich doch gar ungern thun wollte.

Der König sprach weiter: Wenn aber Eins oder das Andre sein müßte? Cassandra sagte: So würde ich Jahr und Tag Bedenkzeit begehren, um weiser Leute

Rath zu vernehmen, ehe ich Antwort auf solche Frage gäbe. Hiemit ließ der König die Cassandra frei, und fragte sie nicht weiter. Er beurlaubte sich von der Königin und den übrigen Frauenzimmern, und ging in seinen Palast; Fortunatus und Leopold folgten ihm. Als sie in des Königs Zimmer zurückgekommen waren, sprach derselbe zu Fortunatus: Nun habe ich dir mehr gethan, als du begehrt hast, denn du hast alle Drei gesehen stehen, gehen, lange und genugsam reden. Nun erwäge bei dir selbst, welche dir zum ehelichen Gemahl gefällt. Fortunatus sprach: Gnädigster Herr, sie gefallen mir alle Drei so gar wohl, daß ich nicht weiß, welche ich wählen soll; darum vergönnet mir eine kleine Zeit, damit ich mich mit meinem alten Diener Leopold berathen kann. Der König gewährte es. Also gingen Beide mit einander an einen besondern Ort.

Hier sprach Fortunatus zu Leopold: Du hast die drei Töchter gesehen und gehört, wie ich; nun weissest du wohl, daß Niemand so gar weise in seinen Sachen ist, der nicht allweg wohl daran thäte, fremden Rath zu hören. Also begehre ich deines Raths in dieser Sache, was du treulich thun mögest, als ob es deine eigene Seele beträfe. Leopold erschrack gar sehr, als er so hoch ermahnt war, und sprach: Herr, in dieser Sache ist nicht zu rathen, denn dem Einen gefällt gar oft ein Ding wohl, und seinem eigenen Bruder mißfällt es; so ißt der Eine gern Fleisch, der Andre gern Fisch. Darum kann in dieser Sache euch Niemand besser rathen, als ihr selbst, denn ihr seid es auch, der die Bürde tragen muß. Fortunatus sprach: Das Alles weiß ich wohl, und daß ich für mich eine Gemahlin nehme, und sonst

für Niemanden; aber ich wollte, daß du mir die Heimlichkeit deines Herzens eröffnetest, da du doch so viele Menschen kennen gelernt hast, und an ihrer Gestalt schon merken kannst, was getreu und was ungetreu ist. Leopold rieth ungerne in dieser Sache, denn er befürchtete, wenn er nicht zu Derjenigen riethe, welche seinem Herrn am besten gefiele, daß er dadurch seine Huld verlieren möchte.

Darum fing er an und sprach: Herr, sie gefallen mir alle Drei wohl: ich habe sie auch mit allem Fleiß Eine nach der Andern betrachtet; ihrem Aussehen nach dünkt es mich, sie seien Schwestern oder Geschwisterkinder, kann auch an ihrer Gestalt und ihrem Wesen keine Untreue merken.

Fortunatus sprach weiter: Zu welcher von Beiden aber würdest du mir rathen? Leopold sagte: Ich will nicht zuerst rathen, denn was euch wohl gefiele, davon dürfte ich nicht sagen, daß es mir weniger gefiele; darum nehmet diese Kreide und schreibet auf den Tisch an eurer Ecke, so will ich auf der andern Ecke meine Meinung hinschreiben. Das gefiel dem Fortunatus wohl; Jeder schrieb nun seine Meinung, und als sie geschrieben hatten, und Jeder des Andern Schrift las, da hatten sie Beide Cassandra geschrieben. Darüber war Fortunatus froh, daß sie Beide einerlei Sinnes waren; noch froher aber war Leopold, daß ihm Gott in den Sinn gegeben hatte, zu Derjenigen zu rathen, die seinem Herrn am besten gefallen hatte.

Nun ging Fortunatus wieder zu dem König zurück und sprach: Gnädigster Herr und König, eure Gnade hat mir die Wahl gelassen, aus Dreien eine Gemahlin zu erkiesen, demnach ist mein Begehren, daß ihr mir

Cassandra gebet. Dir geschehe nach deinem Wunsche, sprach der König, und schickte alsbald nach der Königin, daß sie zu ihm käme und die Cassandra mit sich brächte.

Also kam die Königin und brachte die Jungfrau mit sich. Der König aber schickte alsbald nach seinem Kaplan und ließ die Beiden trauen. Cassandra war wohl ein wenig unwillig, daß sie also ohne Wissen und Gegenwart ihrer Eltern sollte vermählt werden; allein, der König wollte es einmal so haben. Als sie nun getraut waren, kamen die andern Frauen und Jungfrauen, so wie der Braut Schwestern, und wünschten ihr Glück; die zwei Schwestern aber weinten gar sehr. Fortunatus fragte, warum sie also weinten? Da erst erfuhr er, daß sie der Braut rechte Schwestern wären, also trat er zu ihnen, tröstete sie und sprach: Trauert nicht, ich habe Etwas, was euch wieder erfreuen soll. Alsbald sandte er gen Famagusta nach den Kleinodien, die er mit sich von Venedig gebracht hatte, und schenkte dem König und der Königin die zwei besten, darnach beschenkte er die Braut und ihre zwei Schwestern, so wie alle Frauen und Jungfrauen der Königin gar köstlich, wodurch er sich großen Dank verdiente.

Darauf sandte der König nach Graf Nimian und seiner Gemahlin. Als Fortunatus das hörte, schickte er seinen Leopold mit und übergab ihm 1000 Dukaten, daß er diese der Gräfin in den Schooß schütten und ihr sagen sollte: Ihr Tochtermann sende ihr solche, auf daß sie fröhlich auf die Hochzeit käme.

Die Gräfin war darüber unmuthig geworden, daß Fortunatus die jüngste Tochter genommen hatte, denn diese war ihr die liebste; als ihr aber Leopold die 1000

Dukaten in den Schooß schüttete, ließ sie den Unmuth fahren, rüstete sich alsbald samt ihrem Gemahl auf's Beste mit wohlgekleidetem Hofgesind, mit Wagen und Allem, was bei solcher Gelegenheit sich gebührt, und kam zu dem König. Sie wurden herrlich empfangen; und es ward ihnen eine Herberge gar köstlich zugerichtet mit Gezierden und Allem, was man an Kost und Trank bedurfte. Da sprach Graf Nimian zur Gräfin: Frau, wir sind schon öfter hier gewesen, aber solche Ehre ist uns noch nie wiederfahren. Haben wir einen so gnädigen König bekommen und einen so mächtigen Tochtermann, so wollen wir Gott Dank sagen, daß er uns solche Gnade verliehen.

Nach der Ankunft der Beiden sagte der König zu Fortunatus: Ich will die Hochzeit ausrichten, auch soll das Fest allhier abgehalten werden. Fortunatus entgegnete: Gnädigster Herr König, laßt mich die Hochzeit zu Famagusta in meinem Schloß halten: ich habe es noch nicht eingeweiht und kein Fest darin begangen. Der König sprach: Ich wollte es darum thun, damit es dir und dem Grafen Nimian desto weniger Kosten mache. Fortunatus sprach: Mich sollen keine Kosten reuen, und ich bitte Eure königliche Majestät, daß ihr selbst mit der Königin und allem Volk gen Famagusta kommen möget: kann ich dann euch und denen, die mit euch kommen, auch nicht so viel Ehre erbieten, wie sich geziemte, so sollt ihr doch keinen Mangel spüren, so wenig als hier.

Als der König den Fortunatus also reden hörte, gedachte er: Ich möchte doch das Wesen gerne mit ansehen — und sagte zu ihm: Dein Wille geschehe;

gehe hin und rüste dich zu, ich will kommen und dir genug Leute mitbringen.

Darüber war Fortunatus froh, er dankte dem König und sprach: Ihr dürft nicht lange ausbleiben, in drei Tagen wird Alles bereitet sein; damit ritt er eilends gen Famagusta, und ließ Alles einkaufen, was ihm noch mangelte. Bald darauf kam der König mit großem Volk und ward gar schön empfangen von Fortunatus. Da war sehr große Freude mit Tanzen, Singen und köstlichem Saitenspiel; wo Eines aufhörte, fing das Andre an, und dauerte fort, bis Cassandra mit Fortunatus Beilager hielt in dem schönen neuen Palast, der so nach aller Lust gebaut war, daß, wer hineinkam, sich über seine Gezierde und Pracht verwunderte.

Ob nun wohl die Mutter der Braut sah, daß Alles köstlich zuging, so gefiel es ihr doch nicht, dieweil Fortunatus weder eigen Land noch Leute hatte, und sie äußerte das gegen ihren Herrn. Der Graf sprach: Laß dich das nicht kümmern, ich hoffe, er wird unsre Tochter nach Ehren berathen. Des Morgens früh kam der König mit den Eltern der Braut, und forderten für sie die Morgengabe. Fortunatus sprach: Ich habe weder Land noch Leute, aber ich will ihr geben 5000 baare Dukaten, dafür kaufet ihr ein Schloß oder eine Stadt, damit sie versorgt sei. Der König sagte: Da kann ich Rath schaffen: allhier befindet sich der Graf von Ligorne, der ist in großer Noth und muß Geld haben; er hat ein Schloß und eine Stadt, drei Meilen von hier, genannt Larcorule, das heißt so viel als Regenbogen. Das wollen wir ihm nun abkaufen, Land und Leute mit allen Gerechtigkeiten.

Also sandten sie nach dem Grafen, und kauften von ihm Stadt und Schloß für 7000 Dukaten. Fortunatus gab Leopolden den Schlüssel zu einer Kiste, die in seinem Schlafgemach stand, daraus nahm er das Geld. Also ward der Kauf geschlossen, und gab der Graf von Ligorne vor dem König seine Gerechtigkeit in Cassandra's Hand und verzichtete auf alle Ansprüche darauf. Da ward gar Viel über den Kauf geredet: der Eine sprach: Stadt und Schloß wäre 10,000 Dukaten werth, ein Anderer sagte: Hätte ich so viel Geld, ich wollte es nicht dafür geben.

Jetzt erst fing die Mutter der Braut an, fröhlich zu werden und rüstete sich in die Kirche. Diese war überaus köstlich ausgeschmückt. Als das Amt vollbracht war, ging der König und die Königin, der Bräutigam und die Braut, so wie die ganze Gesellschaft, ein jedes nach seinem Stand, zu der Mahlzeit, die so köstlich bereitet war, daß es nicht zu beschreiben ist.

Und es geschah, als man am fröhlichsten war, stellte Fortunatus eine Kurzweil an, um dem König und der Königin die Zeit zu vertreiben und setzte drei Kleinodien aus. Das erste war 600 Dukaten werth, darum sollten die Herren, Ritter und Edelleute drei Tage stechen, und wer das Beste thäte und den Preis erwürbe, der sollte das Kleinod haben. Ferner gab er ein Kleinod aus 400 Dukaten werth, darum sollten die Bürger und ihre Genossen auch drei Tage stechen; endlich gab er ein Kleinod zu 200 Dukaten, um das sollten alle Reisigen sowohl der Herren als der Städte ebenfalls drei Tage stechen. Da mag man wohl denken, wie sich Jeder befließ und gerne das Beste that, des Ruhms willen

vor den schönen Frauen und Jungfrauen, wie auch um die Kleinodien zu gewinnen. Also ward täglich zwei oder drei Mal gestochen, und dazwischen bald getanzt, bald gegessen.

Solch Freudenspiel trieb man vierzehn Tage: da wollte der König nicht mehr bleiben, und als er hinwegritt, zog männiglich mit ihm. Fortunatus hätte gerne gesehen, daß sie länger da geblieben wären, besonders sein Schwäher und seine Schwieger; sie willigten aber nicht ein, denn sie sahen die großen Kosten, welche darauf gingen, und besorgten, er möchte dadurch in Armuth kommen. Als nun der König hinwegritt, machte sich Fortunatus auch auf, gab ihm fern hinaus das Geleit, dankte ihm dann für die hohe Gnade, daß er auf seine Hochzeit gekommen war, und beabschiedete sich ehrerbietig von ihm. Auch dem Grafen und der Gräfin, so wie allem Volk, das mitgekommen war, dankte er und ritt wieder heim zu seiner schönen Cassandra. Als die Fremden alle hinweg waren, hielt er ein zweites Hochzeitfest, dazu er alle Bürger und Bürgerinnen der Stadt einlud. Das dauerte wieder acht Tage, und erwarb ihm großes Wohlwollen bei der ganzen Stadt.

Vierzehntes Kapitel.

Wie der gute Leopold starb und dem Fortunatus zween Söhne geboren wurden.

Als nun alle diese Festlichkeiten ein Ende hatten, sehnte sich Fortunatus nach Ruhe. Er sprach zu Leopold: Guter Freund, sag' mir, was dein Wille sei, ich will

dir zwischen drei Dingen die Wahl lassen, und wie du wählest, so soll dir geschehen. Willt du heim, so will ich dir vier Knechte mitgeben, die dich herrlich heimbegleiten, und dir dazu so viel Geld geben, daß du deine Lebtage ein Auskommen hast. Oder willt du hier zu Famagusta bleiben, so will ich dir ein eigen Haus kaufen, und gebe dir noch so Viel, daß du drei Knechte und zwo Mägde halten kannst und nie Mangel habest. Oder willt du bei mir in meinem Palast sein, so sollt du Alles haben, was du bedarfst, so gut als ich selbst: was du erwählst, das soll dir zugesagt und redlich gehalten werden.

Leopold dankte ihm voll Ehrerbietung und meinte, er hätte es weder um Gott, noch um ihn verdient, daß ihm in seinen alten Tagen so viel Ehre und Güte widerfahren sollte; er sprach: Mir ziemt nicht heimzureiten, denn ich bin alt und schwach und möchte unterwegs sterben; wenn ich aber auch heimkäme, so ist Hibernia ein hartes rauhes Land, wo weder Wein noch andre edle Früchte wachsen, an die ich mich hier gewöhnt habe, und würde vielleicht bald sterben. Daß ich meine Wohnung bei euch haben soll, ist mir auch nicht ziemlich, denn ich bin alt und ungestaltet, ihr aber habt eine schöne Gemahlin, viele hübsche Jungfrauen und Diener, die euch viel Kurzweil machen können; denen allen würde ich zuwider werden, denn alten Leuten gefällt nicht immer das Wesen der Jüngern. Also, wiewohl ich an eurer großen Güte nicht zweifle, so erwähle ich, daß ihr mir ein eignes Haus bestellet, darin ich mein Leben enden möge; bitte jedoch, daß ihr mich nicht aus eurem Rath verstoßen wollet, so lang uns Gott das Leben gönnet.

Das sagte ihm Fortunatus zu: er kaufte ihm ein eignes Haus und gab ihm Knechte und Mägde, dazu alle Monate 100 Dukaten. Darüber freute sich Leopold, daß er nunmehr keinen Dienst mehr versehen durfte. Er setzte sich nieder und stand auf, aß und trank, früh oder spät, wie es ihm beliebte. Nichts destoweniger ging er alle Morgen in die Kirche, in die auch Fortunatus ging, und bewies sich immerdar treu und anhänglich gegen ihn. Als Leopoldus in solchen Ehren ein halb Jahr verlebt hatte, fiel ihn eine tödtliche Krankheit an. Da ward nach vielen Aerzten gesendet, aber es konnte ihm keiner helfen. Also starb der gute Leopold, was dem Fortunatus sehr leid war; er ließ ihn gar herrlich begraben in der Kirche, die er gebaut hatte.

Als nun Fortunatus und seine Gemahlin bei einander in großen Freuden lebten und Alles hatten, was man haben soll, baten sie Gott, er möchte ihnen doch einen Erben verleihen; denn Fortunatus wußte wohl, daß der Glücksseckel seine Eigenschaft verlieren würde, so er keine Leibeserben bekäme. Weil aber Gott alle ziemlichen Wünsche erhört, so erhörte er auch diesen; Cassandra ward schwanger und gebar einen Sohn. Darüber war Fortunatus und Jedmänniglich mit ihm sehr erfreut. Das Kind ward getauft und Ampedo geheißen. Nach Jahresfrist gebar Cassandra wieder einen Sohn, der wurde auch mit Freuden getauft und Andolosia genannt. Also hatte Fortunatus zwei wohlgewachsene hübsche Knaben, die er und seine liebe Cassandra mit Liebe und Fleiß erzogen; doch war Andolosia kecker, denn Ampedo, wie es sich auch hernach erwiesen.

Fortunatus hätte gerne noch weitere Leibeserben

gehabt, aber Cassandra gebar ihm nicht mehr, welches auch ihr sehr leid war, denn sie hätte gern auch eine Tochter oder zwei gehabt.

Als nun Fortunatus zwölf Jahre mit Cassandra gelebt hatte und keinen Erben mehr hoffen konnte, fing es ihn an zu verdrießen, in Famagusta zu sein, wiewohl er alle Kurzweil hatte mit Spazieren reiten, hübschen Pferden, mit Federspiel, Jagen, Hetzen und Beizen. Er nahm sich vor, dieweil er alle christliche Königreiche durchzogen, wolle er noch vor seinem Tod auch die Heidenschaft, das Land des Priesters Johannes und alle drei Indien durchziehen, und sprach zu Cassandra: Ich habe eine Bitte an euch, daß ihr mir wollet erlauben, hinwegzureisen. Sie sprach: Wohin stehet euch denn der Sinn? Fortunatus erwiederte: Weil ich den halben Theil der Welt gesehen habe, so möchte ich auch den andern Theil durchziehen, und sollte ich auch mein Leben darüber verlieren.

Als Cassandra hörte, daß es ihm mit seinem Vorhaben Ernst war, erschrack sie gar sehr und fing an, ihn zu bitten, daß er doch von seinem Vorhaben ablieẞe, da es ihn wohl noch gereuen würde. Was er zuvor umhergezogen wäre, meinte sie, das wäre Alles in der Christen Land geschehen; zudem sei er damals noch jung und stark gewesen, und hätte Viel erdulden mögen: das sei aber nicht mehr der Fall, denn das Alter vermöge nicht, was der Jugend leicht zu thun wäre. Auch seid ihr nun gewöhnt, ein ruhiges Leben zu führen: was wollt ihr euch jetzt unterfangen, unter die Heiden zu ziehen, da ihr doch alle Tage höret, daß sie keinem Christen treu sein mögen, sondern von Natur darauf

bedacht sind, wie sie die Christen um Leib und Leben bringen. Damit fiel sie ihm um den Hals und sprach: O mein allerliebster und getreuester Gemahl, meines Herzens Wohlgefallen, auf den meine Seele alle Treue und Hoffnung gesetzt, ich bitte euch um Gotteswillen, thut es mir armen Weib und euern Kindern zu lieb, schlagt die vorgesetzte Reise aus euerm Sinn und bleibet bei uns hier; habe ich euch mit irgend etwas erzürnet, oder etwas gethan, das euch mißfallen hätte? saget mir's doch, so soll es hinfort vermieden bleiben und nicht mehr geschehen. Also weinte sie gar inniglich und war sehr betrübt.

Fortunatus sprach: O allerliebstes Gemahl, gehabt euch nicht so übel, es ist um eine kleine Zeit zu thun, so komme ich mit Freuden wieder und verheiße euch jetzt, daß ich nimmermehr von euch scheiden will, so lang uns Gott das Leben verleiht. Cassandra entgegnete: Wenn ich eures Wiederkommens gewiß wäre, so wollte ich eurer Heimkehr mit Freuden warten; und wo ihr auch immer hinziehen wolltet, wenn es nur nicht zu den ungetreuen Heiden wäre, so wäre es mir bei weitem nicht so schwer. Fortunatus sprach: Diese Reise mag Niemand wenden, denn Gott und der Tod, wenn ich aber von hinnen scheide, so will ich euch so viel Baarschaft lassen, daß, ob ich auch nicht wieder käme, ihr und eure Kinder euer Leben lang in Freuden leben könnet.

Als Cassandra sah, daß kein Bitten helfen mochte, sprach sie: O allerliebster Gemahl, wenn es anders nicht sein mag, so kommt doch desto eher wieder, und lasset die Treu und Liebe, so ihr uns bisher erwiesen habt,

nicht aus eurem Herzen kommen; dann wollen wir Tag und Nacht Gott für euch bitten, daß er euch Gesundheit, gut Wetter, auch Friede und Wohlwollen bei denen verleihen möge, durch deren Land ihr kommen werdet. Fortunatus sprach: Wolle Gott, daß dieß Gebet an mir erfüllet werde; ich hoffe aber zu ihm, daß ich glücklich wiederkehre, und früher, als ich mir vorgenommen.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie Fortunatus wieder in die Fremde zog, gen Alexandrien kam, und Indien so wie andre merkwürdige Länder besichtigte.

Also zog Fortunatus von Weib und Kind; er bestieg eine Galeere, die er sich eigens hatte bauen lassen, und mit allen Waaren und Kaufmannsgütern belud, von welchen er wußte, daß sie in dem Heidenland gesucht werden. Auch hatte er erwogen, was er dem Sultan von Alexandrien zum Geschenk bringen wollte, denn alle Nationen, die dahin kamen, pflegten ihm große Geschenke zu bringen, besonders die Venediger und Florentiner, die ihm Goldstoffe und Sammt zu bringen pflegen. Er hatte sich von den besten Meistern und Goldschmieden eine köstliche Credenz machen lassen, mit allen Stücken, die dazu gehören, als Bechern, Schaalen Flaschen, Schüsseln, Tellern, Platten, Bratspießen, Rosten und dergleichen.

Als er nun vor Alexandrien landete, schickte man ihm ein kleines Schifflein entgegen und ließ fragen, von wannen das Schiff käme, wem es gehöre und womit es beladen wäre? Fortunatus gab Alles an und bat,

daß man ihm zum Sultan Zutritt verschaffe, denn er wolle ihm eine Schenkung bringen. Dazu waren des Sultans Diener alsbald bereit, als sie hörten, daß der Fremde nicht mit leeren Händen käme, denn, wer bringt, wird eingelassen, wie auch heut zu Tage an den Höfen hoher Herren geschieht, wer aber haben will, muß lange vor der Thüre stehen.

Als Fortunatus in des Sultans Palast kam, ließ er alsbald einen großen schönen Credenztisch aufstellen und die Kleinodien aufsetzen, die gar köstlich und schön anzusehen waren; darauf schickte er zu dem Sultan. Als der Sultan erschien und die Kleinodien sah, verwunderte er sich über ihre Menge und Schönheit; er glaubte, der Fremde habe sie daher gebracht, daß man sie ihm abkaufen sollte, und ließe ihn daher fragen, wie hoch er die Credenz schätze? Darauf ließ Fortunatus fragen, ob die Kleinodien dem Sultan wohlgefielen. Der ließ sagen: Gar wohl. Darüber war Fortunatus froh und ließ den Sultan bitten, er möchte es nicht verschmähen, die Kleinodien von ihm als ein Geschenk anzunehmen. Den Sultan befremdete es nicht wenig, daß ein einziger Kaufmann ihm so Viel verehren wollte, denn er schätzte die Credenz wohl auf 5000 Dukaten, und meinte, es wäre für eine ganze Stadt, wie Venedig, Florenz oder Genua viel zu viel; doch nahm er das Geschenk an, aber er hielt es für ziemlich, dem Darbringer eine Gegengabe zu verleihen. Er sandte ihm 100 Karren Pfeffer, die so viel werth waren, als sämtliche Kleinodien.

Als die Lagerherren von Venedig, Florenz, Genua

und Catalonien, welche dazumal in Alexandrien waren von der köstlichen Schenkung hörten, die dem Fortunatus geworden, der zuvor nie da gewesen war, so wurden sie unwillig, sintemalen sie ein oder zwei Mal des Jahrs dem Sultan eine große Schenkung machen, und ihm und dem ganzen Land einen großen Nutzen schafften, jedoch noch nie von ihm ein Geschenk bekommen hatten, weder Wenig noch Viel. Auch empfanden sie einen großen Verdruß über Fortunatus, weil er wohlfeiler verkaufte und theurer einkaufte, als sie. Sie besorgten, er möchte ihnen an ihrer Kaufmannschaft großen Schaden thun, und die Christenlande überfüllen, so, daß sie ihre Waaren desto wohlfeiler geben mußten. Darum waren sie darauf bedacht, wie sie ihm bei dem Sultan einen Verdruß anrichten könnten.

Zu dem Ende machten sie dem Admiral, welcher nach dem Sultan der oberste im Lande ist, große Geschenke, damit er dem Fortunatus und den Seinigen nicht so günstig wäre. Das merkte Fortunatus, und er schenkte demselben allemal noch so viel. Das war dem Admiral eben recht: er nahm von den beiden Parteien das Geld und that, was er mochte; dem Fortunatus aber erwies er, was er nur wünschte, und es wäre ihm recht lieb gewesen, daß nur recht viele, wie Fortunatus, gen Alexandrien gekommen wären.

Als nun Fortunatus einige Zeit zu Alexandrien gewesen war, und gar herrlich lebte, lud der Sultan ihn und etliche Kaufleute aus der Galeere zu Gast, und erwies ihnen größere Ehre, als er je einem Schiffsherrn erwiesen hatte. Das verdroß die übrigen Kaufherren noch mehr, besonders da auch der Admiral ihn einlud, und sie sahen,

daß ihre Schenkung übel angelegt war. Da nun die Zeit herbeikam, daß die Galeere von Alexandrien fahren mußte, denn die Schiffe, die daselbst ankamen, durften nicht länger, als sechs Wochen dableiben — da setzte Fortunatus an seine Statt einen andern Schiffsherrn, und befahl ihm, mit der Galeere gen Spanien, Portugal, England und Flandern zu fahren, da zu kaufen und zu verkaufen, und den Gewinn zu mehren, was er wohl konnte, da er bedeutende Güter mit sich führte. Er befahl ihm auch, über zwei Jahre mit der Galeere wieder in Alexandrien zu sein, denn alsdann gedächte er seine Reise vollbracht zu haben, und wieder allda zu sein; wenn er aber alsdann nicht da wäre, sollte er nimmer denken, daß er am Leben wäre und die Galeere seiner Gemahlin und seinen Söhnen überantworten.

Als Fortunatus allein war, bat er den Admiral, er möchte ihm bei dem Sultan frei Geleit durch sein Land und einen Fördernißbrief an die Fürsten der Länder erwirken, die er zu sehen begehrte, als das Land des Kaisers von Persien, des großen Chans von Catai, des Priesters Johannes und Andrer. Das verschaffte ihm der Admiral und gab ihm auch Leute mit, die Wege und Stege, so wie die Sprache der Länder kannten.

Da rüstete sich Fortunatus auf's Köstlichste und ließ Alles, was man zur Reise bedurfte, aufkaufen. Darauf zog er aus, und kam zuerst in das Land des Kaisers von Persien, dann in das Land des großen Chan von Catai, darauf durch die Wüste gen Indien in Priester Johannes Land, welches theils aus Inseln, theils aus festem Land besteht und 72 Königreiche begreift, deren jedes viel Land und Leute, auch stattliche Städte

und Schlösser unter sich hat. Dem Priester Johannes schenkte Fortunatus schöne Kleinodien, die in dem Land selten waren, gab auch den Kämmerlingen Geschenke, und bat sie, ihm Förderniß zu geben mit Leuten und Briefen, damit er in das Land Calekut käme, wo der Pfeffer wächst. Daselbst herrscht ein mächtiger König; vor übergroßer Hitze gehen Männer und Weiber nackt; und hier wächst der allerbeste Pfeffer in ganz Indien, und zwar in der Gestalt von kleinen grünen Weinträublein.

Als nun Fortunatus das Alles gesehen hatte, auch nicht weiter kommen mochte, gedachte er an seine Gemahlin und Söhne, und fühlte ein herzliches Verlangen nach Hause; also wendete er sich wieder heimwärts und ritt durch fremde Länder, durch welche er zuvor nie gekommen war. Zunächst kam er zu Wasser gen Lamecho: da kaufte er ein Cameel und ritt durch die Wüste gen Jerusalem in die heilige Stadt.

Nun war die bestimmte Zeit, wo er mit seiner Galeere zusammentreffen sollte, bis auf zwei Monate herum, darum eilte er auf Alexandrien zu, um dem Sultan für seine Empfehlungsbriefe zu danken, die ihm so gar gute Dienste gethan hatten; auch kam er wieder zu dem Admiral, der ihm große Ehre erzeigte, da er hörte, daß er sich so ritterlich gewagt und so ferne Lande durchzogen hatte.

Und es geschah, als Fortunatus wohl acht Tage zu Alexandrien lag und wartete, siehe! da kam seine gute Galeere gefahren; die hatte unterwegs so Viel gewonnen, auch so viele köstliche Güter geladen, daß sie dreimal besser war, als da sie Fortunatus hinweggesandt hatte. Darüber war er sehr froh, sonderlich, da

er alle seine Leute frisch und gesund sah, und diese ihm auch Briefe von seiner allerliebsten Gemahlin mitbrachten. Von nun an hatte Fortunatus keine Ruhe mehr; er sagte zu seinen Leuten, sie sollten so schnell als möglich verkaufen, damit sie desto bälder nach Hause kämen. Das thaten sie und gaben Alles billig, denn, sagt man, wer wohlfeil gibt, dem hilft St. Nikolaus verkaufen, und wer kauft, wie man ihm ein Ding beut, der ist auch bald fertig. Während nun andre Galeeren sechs Wochen zu Alexandrien lagen, so brachten sie Alles in drei Wochen an den Mann.

Sechszehntes Kapitel.

Wie Fortunatus dem Sultan das Wünschhütlein entführte; auch wie er starb und seinen Söhnen die beiden Kleinodien hinterließ.

Als nun der Sultan hörte, daß die Fremden mit ihrer Abfahrt also eilten, wollte er nicht, daß Fortunatus hinwegführe, er müßte denn zuvor mit ihm speisen; er lud ihn also am Abend vor seiner Abfahrt ein. Das wollte ihm Fortunatus nicht versagen; jedoch befahl er, daß sich Jedermann auf die Galeere setzte und dieselbe aus dem Hafen in das Meer führe: sobald denn die Mahlzeit vorüber wäre, wolle er sich einfinden. Also kam der Admiral, holte den Fortunatus ab und führte ihn in des Sultans Palast. Fortunatus wurde bei Hof auf's Beste empfangen, denn er war ja dem Sultan bekannt. Da fragte dieser: Wie es ihm in fremden Landen ergangen wäre? Fortunatus erzählte ihm Alles und dankte ihm für die Förderungsbriefe, so er

ihm gegeben hätte; denn dadurch wäre er bei fremden Herren sehr gefördert worden, ja, ohne die Briefe hätte er die Reise nicht vollbringen mögen. Das gefiel dem Sultan gar wohl, doch ist Eins nicht zu vergessen: sein Glücksseckel war auch gut neben den Briefen. Nun setzte man sich zur Tafel, bei der 1500 Mameluken aufwarteten.

Als nun die Mahlzeit vorüber war, und noch bei 1200 Mameluken im Saal standen, begehrte Fortunatus, das Hofgesinde des Sultans zu beschenken, und der Sultan war nicht dagegen. Er öffnete seinen Glücksseckel unter dem Tische, auf daß es Niemand sähe und die Kraft des Seckels erführe. Als er alle Mameluken, so wie den Koch und den Kellner so reich begabte, nahm es den Sultan Wunder, wie er so viel Geld bei sich hätte tragen mögen, und hielt es für eine große Ehre, die er ihm gethan. Du bist ein Ehrenmann, sprach er zu Fortunatus, und es ziemt sich wohl, daß man dir auch eine Ehre anthue: komm mit mir, ich will dich etwas sehen lassen, was ich habe. Da führte er ihn in einen Thurm, der ganz steinern und stark gewölbt war. In einem Gewölbe waren sehr viele Kleinodien von Silber; auch lagen da große Haufen von Silbermünzen, wie Korn aufgeschüttet; ein andres Gewölb war voll von güldenen Kleinodien, auch standen darin viele große Truhen voll gemünzter Goldgulden; in einem dritten Gewölb standen große Kisten, welche voll köstlicher Kleinodien und reicher Gezierde waren, so für seinen Leib gehörte, wenn er sich wollte sehen lassen in seiner königlichen Pracht. Da waren Edelsteine ohne Zahl, und besonders hatte er zwei güldne Leuchter, auf

deren jedem zwei große Carfunkel standen, die so schön und hell waren, daß sie bei der Nacht schienen, als ob es Kerzenlichter wären.

Fortunatus war darüber sehr verwundert und lobte dem Sultan die Kleinodien gar sehr. Als der Sultan hörte, daß sie ihm wohl gefielen, sprach er: Ich habe noch ein Kleinod in meiner Schlafkammer, das ist mir lieber, denn Alles, das du gesehen hast. Fortunatus sprach: Was mag das sein, das so köstlich ist? Das will ich dich sehen lassen, entgegnete der Sultan, und führte ihn in seine Schlafkammer, die groß, schön und luftig war, mit Fenstern gegen das Meer hin. Nun ging der Sultan über einen Kasten, zog einen gar unscheinbaren haarlosen Filzhut hervor und sprach zu Fortunatus: Dieser Hut ist mir lieber, denn alle Kleinodien, die du gesehen hast, aus dem Grunde: wenn ich keine Kleinodien hätte, so wüßte ich sie doch zu bekommen; aber einen solchen Hut kann sich Niemand verschaffen.

Fortunatus sprach: Gnädiger Herr, wäre es euch nicht zuwider, so möcht' ich gern von euch hören, was das Hütlein vermag, so ihr so gar hoch schätzet. Der Sultan sprach: das will ich dir sagen: Es hat die Tugend, wenn ich es aufsetze, oder ein Anderer, wo er dann begehrt, zu sein, dahin kommt er. Damit habe ich viel Kurzweil, mehr, als mit meinem ganzen Schatz. Denn, wenn ich meine Diener auf die Jagd sende, und mich verlangt, daß ich bei ihnen sein möchte, so setze ich mein Hütlein auf, wünsche mich zu ihnen, und so bin ich bei ihnen; und wo ein Thier in dem Wald ist, und ich möchte dabei sein, so bin ich's und kann es den Jägern in die Hände treiben. Habe ich einen Krieg,

und meine Soldaten sind im Feld, so kann ich bei ihnen sein, wenn ich will; und will ich wieder zurück in meinen Palast, so bin ich wieder dort. Fortunatus fragte: lebt der Meister noch, der es gemacht hat? Der Sultan antwortete: Das weiß ich nicht.

Fortunatus gedachte: O, möchte mir doch der Hut werden! er schickte sich wohl zu meinem Seckel. Er sprach zu dem Sultan: Ich halte dafür, da der Hut so große Kraft hat, so muß er auch recht schwer sein und einen übel drucken, wenn man ihn auf hat. Der Sultan antwortete: Er ist nicht schwerer, denn ein andrer Hut. Er hieß ihn sein Baret abthun, setzte ihm das Hütlein selbst auf und sprach: Nicht wahr, es ist nicht schwerer, denn ein andrer Hut? Fortunatus antwor-

tete: Gewiß, ich hätte nicht gemeint, daß er so leicht wäre, und ihr so thöricht, mir den Hut aufzusetzen. Indem wünschte er sich auf seine Galeere, wo er sich auch auf der Stelle befand. Kaum war er darin, so ließ er die Segel aufziehen, denn sie hatten gar starken Nordwind, also, daß sie gar schnell von hinnen kamen.

Als nun der Sultan sah, daß Fortunatus sein allerliebstes Kleinod abgeführt hatte, und er, am Fenster stehend, die Galeere abfahren sah, wußte er vor Zorn nicht, was er thun sollte; doch gebot er all seinem Volk, dem Fortunatus nachzueilen und ihn gefangen zu bringen, denn er müßte sein Leben verlieren, weil er ihn also beraubt hätte. Alsbald fuhren des Sultans Leute nach, aber die Galeere war schon so ferne, daß sie Niemand mehr sehen konnte.

Und es geschah, als sie der Galeere etliche Tage nachgefahren waren, kam sie eine Furcht an, sie möchten auf Catalonische Seeräuber stoßen; zum Streiten waren sie auch nicht gerüstet, und wollten den Fuchs nicht beißen, sie kehrten also wieder um und sagten dem Sultan: sie hätten die Galeere nimmer ereilen können. Da ward er trauriger. Aber die Venediger, Florentiner und Genueser freuten sich, als sie erfuhren, daß Fortunatus mit des Sultans bestem Kleinod davon gefahren sei. Er hat dem Sultan recht gethan, sprachen sie, und jetzt sind wir doch sicher vor ihm, daß er nicht wieder kommt, und uns mit Kaufen und Verkaufen mehr einen Schaden zufügt, wie er zuvor gethan hat.

Nun hätte der Sultan sein Kleinod gar zu gerne wieder gehabt, aber er wußte nicht, wie er es angreifen sollte. Er gedachte: wenn ich auch den Admiral

oder von meinen Fürsten einen zu ihm sende, so sind sie den Christen nicht angenehm; auch könnten sie unterwegs aufgefangen werden. Doch entschloß er sich, eine freundliche Botschaft zu Fortunatus gen Cypern zu senden, und bat den Consul der Christen zu Alexandrien, daß er ihm bei dieser Reise behülflich wäre, sagte ihm auch die Ursache derselben. Dieser erklärte sich bereit, in seinem Dienst zu fahren, wohin er wolle.

Also ließ er ihm alsbald ein Schiff ausrüsten, bemannte es mit christlichen Schiffsleuten, und befahl ihnen gen Famagusta zu Fortunatus zu fahren, und ihm zu sagen, daß er ihm sein Hütlein wieder schicke, denn er hätte es ihn in Treuen sehen lassen. Würde er es ihm wieder senden, so wollte er ihm dafür eine Galeere voll guten Gewürzes verehren; wenn aber Fortunatus das nicht thun würde, so sollt es der Consul dem König in Cypern klagen und ihn bitten, den Fortunatus anzuhalten, daß er ihm sein Kleinod, welches er ihm unredlich entführt, wieder zurückstelle.

Der Consul, welcher ein Venediger war und Marcholando hieß, sagte dem Sultan zu, er wolle die Botschaft mit allem Fleiß ausrichten. Da gab ihm derselbe groß Gut, rüstete ihn köstlich aus und versprach ihm, ihn reichlich zu beschenken, wenn er das Kleinod wiederbrächte. Der Sultan war so gar betrübt um seinen Hut, daß er keine Ruhe hatte; ja, alle seine Mamelukken mußten auch mit ihm traurig sein. Sie hatten den Fortunatus zuvor gelobt, da sie das Geld von ihm empfangen; als er aber ihrem Sultan solch Leid zufügte, sagten sie: Er wäre der größte Böſewicht, der auf Erden lebte.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Also fuhr Marcholando gen Cypern und landete im Hafen von Famagusta. Aber Fortunatus war wohl zehn Tage zuvor schon angekommen. Wie freudig derselbe von seiner liebsten Gemahlin empfangen worden, und wie er sich selbst freute, daß er wieder glücklich zurückgekehrt, läßt sich wohl denken. Auch alle Bewohner der Stadt waren froh über seine Rückkehr.

Als nun Marcholando mit seiner Galeere landete, wunderte er sich nicht wenig, daß in der Stadt Alles so fröhlich war. Sobald aber Fortunatus hörte, daß eine Botschaft des Großsultans gen Famagusta gekommen war, merkte er bald, was ihre Ursache wäre; er ließ daher sogleich dem Gesandten eine schöne Herberge bestellen, und sie auf seine Kosten mit allem Nöthigen versehen.

Wohl drei Tage hatte Marcholando zu Famagusta gelegen, da schickte er zu Fortunatus und ließ ihm sagen: Er habe eine Botschaft an ihn auszurichten. Derselbe zeigte sich ganz bereitwillig, sie anzuhören. Also kam der Consul in seinen schönen Palast und sprach: Der Sultan von Babylon, Herr zu Alkairo und Alexandrien, entbeut dir, Fortunatus, durch mich, Marcholando, seinen Gruß; er begehrt, daß du mich als seinen treuen Boten erkennest, und durch mich sein Kleinod ihm zurücksendest.

Fortunatus sprach: Mich nimmt Wunder, daß der Sultan nicht klüger war, als er mir sagte, welche Eigenschaft das Hütlein habe, und daß er mir's selbst auf's Haupt setzte. Jedoch bin ich durch dieses Hütlein in große Angst gekommen, die ich mein Lebtag nicht vergessen kann; denn meine Galeere stand in der offenen See: in diese wünschte ich mich hinein, und wenn ich

BIBLIOTHEK MÜNCHEN

sie nur eines Fußes breit verfehlt hätte, wäre ich um mein Leben gekommen, das ich für köstlicher schätze, denn des Sultans Königreich. Darum bin ich auch gesonnen, das Kleinod nimmer von mir zu lassen, so lange ich lebe.

Als Marcholando solches hörte, gedachte er, ihn mit Verheißung großen Guts zu überreden, und sprach: Fortunatus laß dir rathen: was soll dir das Hütlein? ich will dir dafür schaffen, was dir und deinen Kindern viel nützlicher sein soll, als das abgeschabte Hütlein; ja, hätte ich solcher Hütlein einen Sack voll, so wollte ich sie alle um das Drittheil des Gutes geben, das ich dir dafür schaffen will. Darum willfahre meinem Ansuchen, so will ich dir versprechen, daß dir der Sultan deine Galeere mit gutem Gewürz, als Pfeffer, Ingwer, Nägelein, Muskatnüssen, Zimmtrinden und Anderem beladen wird, bis auf 100,000 Dukaten an Werth. Auch darfst du das Hütlein nicht aus den Händen geben, bis dir die Galeere mit all dem Gut zu Handen gestellt ist. Ist dir das genehm, so will ich auf deiner eigenen Galeere gen Alexandrien fahren und sie dir geladen hieherbringen, in dem Vertrauen, daß du mir meines Sultans Kleinod wieder gibst, wenn ich wieder komme und bringe, was ich verheißen habe. Wohl gilt das Kleinod in der ganzen weiten Welt nirgends den dritten Theil von dem, was der Sultan dafür gibt; wäre es nicht zuvor sein gewesen, er würde auch nicht so sehr darnach verlangen.

Darauf antwortete Fortunatus kurz: Ich will gern euer und des Sultans Freund sein, doch gedenke Niemand das Hütlein aus meiner Gewalt zu bringen. Ich habe noch ein andres Kleinod, das mir sehr lieb ist: die beiden müssen mein bleiben, so lange ich lebe.

Auf diese Rede verfügte sich Marcholando zu dem König von Cypern und bat ihn, den Fortunatus doch zu bestimmen, daß er dem Sultan das Kleinod, welches er ihm entwendet, wieder zurückstelle, wenn aber das nicht geschähe, so besorge er, es möchte ein großer Krieg daraus entstehen. Der König antwortete dem Gesandten: Ich habe Fürsten und Herren unter mir, und so ich gebiete, thun sie, was sie sollen; hat nun der Sultan etwas an Fortunatus zu fordern, so ziehe er ihn vor Gericht, alsdann soll ihm sein Recht werden, wie billig ist. Da gedachte Marcholando: Hier werden die Heiden nicht viel Rechts gewinnen; er rüstete also seine Galeere wieder und wollte von dannen.

Da lud ihn Fortunatus noch zu Gast, erbot ihm große Ehre, begabte ihn mit vielen schönen Kleinodien und ließ ihm seine Galeere mit Speis und Trank wohl versehen. Dann sprach er zu ihm: Ich bin dir nicht feind, daß du die Botschaft des Sultans hieher übernommen hast; auch hoffe ich, du werdest mir gleichfalls nicht feind sein, daß ich ihm sein Hütlein nicht wieder schicke. Wenn der Sultan das Hütlein von mir hätte, er würde es mir auch nicht wieder schicken; auch würde es ihm Niemand rathen, wie mir auch Niemand räth, daß ich es ihm schicken soll. Marcholando dankte dem Fortunatus für die Geschenke und alle Ehre, so er ihm erwiesen, und sprach: Ich will es dem Sultan melden, was du mir aufgetragen. Nun fuhr er unverrichteter Dinge wieder nach Hause.

Also hatte Fortunatus die ganze Welt durchreist, und genug gesehen und genossen; da begann er, ein ruhiges Leben zu führen, ließ seine zween Söhne erziehen

mit großem Aufwand, und hielt ihnen Leute, die sie in allen ritterlichen Dingen, Stechen, Turnieren und Rennen unterrichteten, wozu besonders der jüngste Sohn gar geneigt war und sich geschickt anstellte. Darum gab Fortunatus viele Kleinodien aus, um welche zu Famagusta gestochen wurde; dabei thut der jüngste Sohn immer das Beste und gewann den Preis, also, daß Jedermann sprach: Andolosia macht dem Lande viele Ehre. Darüber empfand Fortunatus große Freude; er verjüngte sich unter solch frohem Treiben, und hatte viel Kurzweil mit seinem Glücksseckel und Wünschhütlein, mit Hünden und Falken, sowie im Umgang mit seinen Söhnen und seiner Gemahlin Cassandra.

Als nun beide Ehleute viele Jahre in allen Freuden gelebt hatten, da wurde Cassandra von einer tödtlichen Krankheit befallen, daran sie starb trotz aller ärztlichen Hülfe. Da bekümmerte sich Fortunatus so sehr, daß er auch in eine böse Krankheit verfiel, und ein solches Siechthum empfand, daß seine Kräfte nach und nach mehr abnahmen. Er schickte zu den allerbesten Aerzten, die man nur bekommen konnte, und verhieß ihnen großes Gut, wenn sie ihn wieder gesund machen könnten. Sie konnten ihm aber keinen großen Trost geben; doch wollten sie Allem aufbieten, sein Leben zu fristen, so lange sie könnten; sie gaben sich alle Mühe, ließen sich aber auch genug zahlen. Fortunatus jedoch empfand keine Besserung, und er konnte wohl merken, daß er dem Tode nicht entrinne.

Als er nun auf dem Todbette lag, sandte er nach seinen beiden Söhnen und sprach: Sehet, liebe Söhne, eure Mutter, die euch mit großem Fleiß erzogen hat,

ist Todes verschieden. So ist nun die Zeit gekommen, daß auch ich aus dieser Welt scheiden muß, also will ich euch sagen, wie ihr euch verhalten sollt nach meinem Tode, damit ihr bei Ehren bleibet, wie ich es bis an's Ende geblieben bin. Nun sagte er ihnen, wie er zwei Kleinodien hätte, einen Glücksseckel, der aber nur so lange seine Tugend hätte, als sie lebten; auch erzählte er ihnen von dem Hütlein und seiner Tugend, und wie großes Gut ihm der Sultan dafür habe geben wollen. Er befahl ihnen, sie sollten die Kleinodien nicht von einander scheiden, sollten auch Niemanden sagen von dem Seckel, denn er habe sechszig Jahre denselben besessen und es Niemanden gesagt, auch seien sie die ersten, welche solches aus seinem Munde hören. Und noch Eins will ich euch befehlen — sprach er zum Schlusse — ihr sollt zu Ehren der Jungfrau, von der ich mit dem Glücksseckel begabt worden bin, hinfort alle Jahre den ersten des Brachmonats feiern, indem ihr eine arme Tochter, welche Vater und Mutter nicht aussteuern können, mit 100 Goldstücken nach des Landes Währung, wo ihr euch befindet, ausstattet. Das habe ich gethan, so lang ich den Seckel innegehabt. Damit endete Fortunatus sein Leben, und seine zween Söhne ließen ihn herrlich begraben in der Kirche, die er selbst hatte bauen lassen.

Siebenzehntes Kapitel.

Wie die beiden Söhne des Vaters Kleinodien theilen, und Andolosia mit dem Seckel in fremde Länder zieht.

Nach des Vaters Tod trugen die Söhne Leid um

ihn, und ließen ihm die Jahreszeit halten, wie es billig war. Während nun Andolosia das Jahr über stille lag, und weder stechen, noch andre adelige Dinge treiben durfte, da war er über seines Vaters Büchern gesessen und hatte gelesen, wie er so viele christliche Königreiche durchzogen, auch durch viele Länder der Heiden gefahren war, was ihm wohlgefiel und ihm solche Lust machte, daß er sich ernstlich vornahm, auch zu wandern. Er sprach zu seinem Bruder Ampedo: Mein liebster Bruder, was wollen wir anfahen? laß uns wandern und nach Ehren streben, wie unser Herr Vater gethan hat. Hast du nicht gelesen, wie er so ferne Lande durchfahren hat, so lies es auch. Ampedo entgegnete seinem Bruder ganz freundlich: Wer wandern will, der wandre; mich gelüstet es gar nicht darnach, denn ich könnte leicht hinkommen, wo es mir nicht so wohl wäre, wie hier; ich will allhie zu Famagusta bleiben und mein Leben in unserm schönen Palast hinbringen. Da sprach Andolosia: Wenn du das im Sinne hast, so laß uns die Kleinodien theilen. Ampedo entgegnete: Willt du also das Gebot deines Vaters übertreten? weißt du nicht, daß es sein letzter Wille gewesen ist, daß wir die Kleinodien nicht von einander scheiden sollen?

Andolosia sprach: Ich kehre mich nicht an die Rede, er ist todt, ich aber lebe noch und will theilen. Ampedo sprach: So nimm das Hütlein und ziehe, wohin du willt. Andolosia sagte: Nimm du es selbst und bleibe hier. So konnten sie nicht einig werden, denn ein Jeder wollte den Seckel haben. Da sprach Andolosia: Ich weiß, wie wir es halten: wir wollen nach unsers Vaters Rath Niemanden bei unserer Theilung zuziehen.

Laß uns aus dem Seckel zwo Truhen füllen mit Goldstücken, die behalte du hier und lebe wohl; du magst sie dein Lebtag nicht verzehren, und behalte auch das Hütlein hier bei dir, damit du Kurzweil haben mögest; mir aber laß den Seckel, so will ich wandern und nach Ehren streben. Ich will sechs Jahre auswärts sein, und wenn ich wieder komme, so will ich dir den Seckel auch sechs Jahre lassen: so wollen wir ihn dann gemeinsam haben und benützen. Ampedo war ein gütiger Mensch und ließ sich gefallen, was sein Bruder vorgeschlagen hatte.

Als nun Andolosia den Seckel hatte, war er von ganzem Herzen froh, rüstete sich mit guten Knechten und Pferden, nahm Urlaub von seinem Bruder und fuhr mit vierzig wohlgerüsteten Reisigen auf seiner eigenen Galeere von Famagusta bis an den Hafen Aiguesmortes. Da stieg er an das Land und ritt zunächst an den Hof des Königs von Frankreich. Hier gesellte er sich zu den Edlen des Landes, den Grafen und Freien, machte großen Aufwand und war gar freigebig, darum er auch von Jedermann hochgehalten ward. Auch diente er dem König, wie wenn er sein verpflichteter Diener wäre.

Wenn es sich begab, daß man stechen, scharf rennen, ringen und springen sollte, so that er es allen Andern zuvor. Nach dem Stechen hielt man gewöhnlich großen Tanz mit edlen Frauen, wozu er immer auch berufen wurde. Die Frauen fragten: Wer er wäre? da ward ihnen gesagt, er heiße Andolosia von Famagusta in Cypern und wär' aus edlem Geschlecht. Der König lud ihn zu Gast und den Edeln war seine Gesellschaft angenehm. Darauf lud Andolosia die Edeln und ihre

Frauen zu Gast und gab ihnen ein gar köstlich Mahl. Dadurch ward er den edlen Frauen wohlgefällig, die nun um so eher glaubten, daß er von edlem Stamme geboren sei.

Nun war am Hofe des Königs ein gewisser Edelmann, dessen Frau war ein Ausbünd von Schönheit und übertraf bei weitem alle andern Frauen. Dieser Edelmann war oft bei Ritterspielen Andolosia's Gesell, und beide hielten sich gerne zusammen. Andolosia war der Frau seines Gesellen gar hold und begann ernstlich um sie zu werben, ja, er bot ihr 1000 Kronen, wenn sie ihm ihre Liebe schenken wollte. Die Frau jedoch war ehrbar und sagte zuvor ihrem Manne davon. Da sprach dieser: Frau, die 1000 Kronen könnten wir wohl brauchen, aber unsre Ehre geht mir über den Reichthum. Wir haben eine schöne Nachbarin — wie wäre es, wenn du sie beredetest, daß sie an deiner Statt dem Ritter ihre Liebe schenkte. Die Frau that nach der Anweisung ihres Mannes, ging zu ihrer schönen Nachbarin, und machte ihr den Vorschlag, indem sie ihr 100 Kronen versprach. Da sagte die Dirne: wenn ich aber thäte, wie ihr verlangt, so fürchte ich, ihr gebet mir die 100 Kronen nicht, und wolltet mich vielleicht mit einer oder zwei Kronen abspeisen. Die Frau sprach: So will ich dir die 100 Kronen vorausgeben. Als die Dirne das hörte, willigte sie ein.

Und es geschah, als Andolosia wieder zu der Frau des Edelmanns kam und seine Werbung wiederholte, sprach sie zu ihm: Kommt morgen Abend, denn bis dorthin wird mein Gemahl in des Königs Dienst weggeritten sein. Damit war Andolosia zufrieden; er stellte

sich des andern Tags ein und brachte die 1000 Kronen mit. Die Frau empfing ihn freundlich, nahm die 1000 Kronen ungezählt hin, führte ihn in ihr Gemach und sagte ihm, er möge fein stille harren, sie werde alsbald wiederkehren. Da schickte sie eilends zur Nachbarin, gab ihr 100 Kronen und schickte sie zu dem Ritter, da es schon dunkel war. Jedoch ward der Betrug bald entdeckt, und die Jungfrau offenbarte dem Andolosia, wie die Edelfrau sie hieher bestellt und ihr 100 Kronen dafür gegeben hätte.

Als Andolosia hörte, wie er betrogen worden war, war es ihm nicht sowohl um das Geld, das er ausgegeben hatte, als vielmehr um das Gespött, das er zu erwarten hatte, wenn es in der Stadt auskäme, daß zwei Weiber ihn also betrogen hätten. Er gab der Jungfrau noch 100 Kronen, ging in seine Herberge und befahl seinen Leuten, sich zur Abfahrt zu rüsten. Er gedachte, künftig wolle er sich besser hüten vor der ungetreuen Weiberlist, und ritt, ohne Abschied zu nehmen, im Unmuth von dannen.

Als er aber schon eine Tagreise von Paris geritten war, lag ihm die Sache noch im Sinn: er schickte einen seiner Knechte zu der Dirne, übermachte ihr noch 200 Kronen und ließ ihr sagen, sie sollte des Edelmanns Frau vor dem König oder seinem Parlament verklagen, weil sie 900 Kronen eingenommen, die ihr nicht gebühren. Die Dirne sagte dem Diener zu, sie wollte es thun und allen Fleiß anwenden. Also hetzte Andolosia zwei Weiber an einander, daß sie vor Gericht kamen, und so viel, ja noch mehr verrechteten, als sie ein=

genommen hatten, nicht zu gedenken, daß des Edelmann's Frau in große Schande kam.

Nun schlug sich Andolosia den Handel aus dem Sinne, er gedachte nur: es ist noch gut, daß mich die falschen Weiber nicht um den Glücksseckel betrogen haben. Von Stund an nahm er sich vor, wie er nun erst anheben wolle, recht fröhlich zu sein und guten Muth zu haben. Er ritt an Einem fort, bis er an den Hof des Königs von Arragonien kam. Dann zog er zu dem König von Navarra, sofort zu dem König von Castilien, darnach zu dem König von Portugal, und zuletzt zu dem König von Spanien. Allda gefielen ihm Volk und Sitten so wohl, daß er sich und alle seine Knechte nach des Landes Gebrauch kleidete. Auch hier trat er in die Dienste des Königs, und gesellte sich zu den Edeln, trieb allerlei Ritterschaft, setzte Kleinodien zu Preisen aus, und lud die edlen Frauen mit ihren Männern zu Gast. Wenn der König wider seine Feinde auszog, so nahm Andolosia zu seinem Gefolge noch 100 weitere Söldner an, Alles auf seine Kosten, und mit diesen diente er dem König so gut, daß derselbe ihn ganz lieb gewann. Da er in allen Streiten immer an der Spitze war, und viel mannliche Thaten verrichtete, so schlug ihn der König zum Ritter.

Nun war ein alter Graf an des Königs Hof, der eine einzige Tochter hatte: der König wollte, daß Andolosia diese zur Gemahlin nehme, dann würde er ihn zum Grafen machen. Aber ihm gefiel des Grafen Tochter nicht; auch achtete er der reichsten Grafschaft nicht, denn er hatte genug an seinem Seckel. Bald nahm er Urlaub von dem König, miethete sich mit all seinen

Leuten ein Schiff und fuhr gen England. Ueber Andolosia's Abreise waren einige Herren am Hofe ganz froh, darum, daß sie jetzt doch nicht mehr das köstliche Leben mit ansehen durften, das er geführt; dagegen waren viele andere sehr betrübt darüber, da sie viel Gutes von ihm genossen hatten.

Und es geschah, als Andolosia gen London kam, wo der König dazumal Hof hielt, bestellte er ein großes schönes Haus, ließ Alles zum Hauswesen Nöthige im Ueberfluß kaufen, und fing an, Hof zu halten, als ob er ein Herzog wäre. Er lud die Edlen an des Königs Hof zu Gast und machte ihnen die köstlichsten Geschenke. Diesen gefiel sein Umgang gar wohl, und Alle turnierten mit ihm; so ritterlich sie aber auch waren, es wurde doch immer von Männern und Frauen dem Andolosia der Preis zuerkannt.

Als der König von England davon vernahm, ließ er ihn fragen, ob er an seinen Hof kommen wollte. Andolosia ließ sagen: Ja, er wolle solches mit Freuden thun und dem König gern mit Leib und Blut dienen. Eben um jene Zeit begab es sich, daß der König von England wider den König von Schottland einen Krieg führte. Da zog Andolosia mit großem Volk auf eigne Kosten mit ihm, und that so manche ritterliche That, daß er vor allen Andern gelobt ward, ob er gleich kein Engländer war. Als nun der Krieg zu Ende war und Jedermann heimzog, kam Andolosia auch gen London, und ward von dem König, von den Frauen und von allem Volk wohl empfangen. Der König selbst lud ihn zu Gast und führte ihn an die Tafel zu der Königin und seiner einzigen Tochter Agrippina. Diese war das

allerschönste Frauenbild, so man in der Welt finden mochte, so weiß und zart, daß sie der schönen Amalie, die auch einst Königin von England gewesen, zu vergleichen war. Agrippina ward dem Andolosia gegenüber an den Tisch gesetzt; da wurde dieser von so inbrünstiger Liebe gegen dieselbe entzündet, daß er weder essen noch trinken mochte. Als die Mahlzeit vorüber war und Andolosia wieder heimkam, gedachte er bei sich: O, wollte Gott, daß ich von königlichem Stamme geboren wäre, so wollte ich dem König so treulich dienen, bis er mir die schöne Agrippina zur Gemahlin gäbe; was wollte ich dann mehr wünschen, als eine so schöne Gemahlin? Ob ich aber gleich nicht hochgeboren bin, so kann ich doch nicht lassen, ihr hold zu sein und um ihre Liebe zu werben, was mir nun auch geschehen möge. Nun fing er erst recht an zu turnieren; der Königin und ihrer Tochter zu Ehren. Darnach lud er auf ein Mal die Königin, ihre Tochter und alle Frauen am Hofe zu sich ein, und gab ihnen ein köstlich Mahl, daß sich Jedermann darüber verwunderte, dazu schenkte er der Königin, so wie der Prinzessin, jeder ein köstliches Kleinod, deßgleichen beschenkte er auch die Hofmeisterin, so wie die Zofe der Königin reichlich, damit er desto angenehmer wäre, wenn er in das Frauengemach käme.

Das Alles erfuhr der König; als nun Andolosia wieder ein Mal an den Hof kam, sprach der König zu ihm: Mir sagt die Königin und meine Tochter, wie du ihnen ein so herrlich Mahl gegeben, warum ludest du mich nicht auch dazu? Andolosia sprach: Allergnädigster Herr und König, wenn ihr mich euern Diener nicht verschmähen wolltet, welche große Freude sollte mir das

sein! So will ich morgen kommen, sagte der König, und noch zehn mit mir bringen. Darüber war Andolosia gar froh, ging eilends heim und richtete Alles sehr köstlich zu. Als nun der König mit Grafen und Herren kam, war die Mahlzeit so prachtvoll, daß sich der König und alle Andern, die mit ihm kamen, darüber verwunderten. Der König dachte: Ich muß doch diesem Andolosia seine Pracht ein wenig niederlegen und ihn zu Schanden machen; er ließ nun heimlich gebieten, man sollte den Leuten Andolosia's kein Holz mehr verkaufen, damit er nicht kochen lassen könnte. Darauf ließ er dem Andolosia ansagen: er wolle morgen wieder sein Gast sein. Darüber war Andolosia sehr froh, und er sandte alsbald seine Diener aus, um Alles zu kaufen, was sich Gutes fand; aber, wie erschrack er, als er kein Holz bekommen konnte. Doch er wußte sich zu helfen: alsbald schickte er zu den Venedigern in London und ließ ihnen abkaufen, Nägelein, Muskaten, Sandelholz und Zimmetrinden: das schüttete man auf die Erde, zündete es an und kochte dabei die Speisen, als ob es gemeines Holz wäre.

Als es nun Zeit zur Mahlzeit war, gedachte der König, sie würde nicht bereitet sein; nichts desto weniger saß er auf mit seinem Gefolge und ritt in die Herberge Andolosia's. Indem sie in die Nähe des Hauses kamen, duftete ihnen ein so köstlicher Wohlgeruch entgegen, daß sie sich darüber verwunderten; und je näher sie dem Hause ritten, je stärker war der Geruch. Der König ließ fragen: Ob das Essen bereit wäre? man sagte ihm: Ja, und zwar sei das Essen bei lauter Spezerei gekocht. Darüber verwunderte sich der König

gar sehr. Die Mahlzeit aber war auch viel herrlicher, als die erste gewesen war.

Als nun das Mahl vorüber war und des Königs Diener wohl mit 500 Pferden kamen, um ihn abzuholen, sprach Andolosia zu dem König: Gnädigster Herr, ist es euch nicht zuwider, so wollte ich jeglichem eurer Diener zehn Kronen geben. Der König sprach: Ich laß es geschehen. Nun wurden sie alle in den Saal gerufen; Andolosia stand unter der Thüre und gab einem nach dem andern zehn Kronen. Darüber waren die Diener sehr froh und redeten mit vielem Lob von Andolosia.

Achtzehntes Kapitel.

Wie die Königstochter Agrippina den Andolosia um seinen Glücksseckel brachte.

Als nun der König in seinen Palast zurückkam, erzählte er seiner Gemahlin, wie ihm Andolosia eine so herrliche Mahlzeit bereitet hätte, die mit eitel Gewürz statt des Holzes gekocht worden, und daß er seiner Diener jeglichem zehn Kronen gegeben. Es nahm ihn Wunder, von wannen derselbe so viel Gelds hätte, denn da wäre kein Sparen, sondern je länger es wäre, desto köstlicher werde es. Die Königin sprach: Ich wüßte Niemanden, der das besser erfahren könnte, denn unsre Tochter Agrippina; er ist ihr hold und wird ihr gewiß Alles sagen, was sie ihn fragt. Der König sagte: Ich möchte es gerne erfahren; es ist, als schöpfte Andolosia aus einem Brunnen, wüßte ich aber diesen Brunnen, daraus Geld zu schöpfen wäre, so wollt' ich selber auch

schöpfen. Die Königin sprach: Ich will sehen, daß ich es erfahre.

Als sie nun in ihr Frauengemach kam, rief sie ihre Tochter allein zu sich und fing an, ihr zu erzählen von dem kostbaren Leben, das Andolosia führe. Das wundert den König und auch mich, sprach sie, von wannen Andolosia so groß Gut hat, da er doch weder Land noch Leute besitzt. Nun ist er dir gar hold, das kann ich an all seinem Wesen merken; wenn er wieder zu uns kommt, so will ich dir desto mehr Zeit lassen, mit ihm zu reden: siehe dann zu, ob du von ihm erfahren magst, woher er seinen Reichthum hat. Agrippina erwiederte: Ich will es versuchen.

Als nun Andolosia wieder nach Hof kam, wurde er gar freundlich empfangen und bald in das Frauengemach gelassen, worüber er große Freude hatte. Nun war Alles so verabredet, daß er allein mit der schönen Agrippina zu reden kam. Da fing sie an und sprach: Andolosia, man rühmt überall von euch, daß ihr dem König eine so köstliche Mahlzeit gegeben und dabei alle seine Diener so reichlich beschenkt habt; nun saget mir, habt ihr nicht Sorge, daß euch das Geld ausgehen möge? Andolosia entgegnete: Hohe Herrin, mir kann kein Geld zerrinnen, dieweil ich lebe. Agrippina sprach: So sollt ihr billig für euern Vater beten, der euch so viel hinterlassen hat. Andolosia erwiederte: Ich bin so reich als mein Vater, und er war nie reicher, als ich jetzt bin; aber er war eines andern Gemüths, denn ihn freute es nur, fremde Länder zu sehen, mich aber erfreut nichts, denn schöne Frauen und Jungfrauen, und wie ich deren Liebe und Gunst erwerben möchte. Agrippina

sprach: Nun habe ich doch vernommen, daß ihr an vieler Könige Höfen gewesen seid; habt ihr nichts gefunden, das euch gefallen hat? Andolosia entgegnete: Ich habe an sechs Königshöfen gedient und viele schöne Frauen und Jungfrauen gesehen, aber ihr übertrefft sie alle bei weitem an Schönheit, Anstand und edlem Wesen, wodurch ihr mein Herz also in Liebe entzündet habt, daß ich euch nicht lassen kann. Ich weiß wohl, daß ich nicht hoch genug geboren bin, um von euch geliebt zu sein, aber die Liebe in mir, die Alles überwindet, zwingt mich, daß ich's nicht lassen kann, um eure Gegenliebe zu bitten; die wollet mir doch nicht versagen, so will ich euch Alles gewähren, um was ihr mich bittet. Agrippina sprach: So sage mir die rechte Wahrheit, daß ich wissen möge, von wannen dir so viel Geld kommt, so will ich dir meine Liebe schenken. Darüber war Andolosia unbeschreiblich froh, und vor lauter Freude, aber aus unbedachtem Muth sprach er zu ihr: Allerliebste Agrippina, was ihr zu wissen begehrt, will ich euch in Treu und Wahrheit sagen; aber gelobet mir auch eure Liebe be guter Treue. Sie sprach: O du allerliebster Andolosiai, du sollt nicht zweifeln an meiner Liebe: was ich dir mit dem Mund verheiße, das soll dir Alles in der That gehalten werden.

Auf diese guten Worte der Jungfrau besann sich Andolosia nimmer länger, er sprach zu ihr: Nun hebt euern Schooß auf. Damit zog er seinen Glücksseckel heraus, zeigte ihn der Jungfrau sprechend: So lang ich diesen habe, gebricht es mir nie an Geld; zugleich schüttelte er ihr 1000 Kronen in den Schooß und sprach: die seien euch geschenkt; und wollt ihr mehr haben, so

zähle ich euch noch weiter hin. Glaubet ihr nun, daß ich euch die rechte Wahrheit gesagt habe? Sie antwortete: Ja, ich sehe und erkenne die Wahrheit, und nun nimmt mich nimmer Wunder, daß ihr solchen Aufwand machen könnet. Andolosia sprach: So gewähret mir nun auch, wie ich euch gewähret habe. Ich will es thun, erwiederte Agrippina; der König und die Königin werden diesen Abend nicht im Schlosse sein: so will ich es mit meiner Kammerfrau, ohne die ich nichts zuwege bringen kann, so einrichten, daß ich euch allein in meinem Gemach empfangen kann. Aber meiner Hofmeisterin mußt du ein schönes Geschenk machen, damit es fein verschwiegen bleibt. Er sagte es ihr freudig zu.

Sobald Andolosia weggegangen war, lief Agrippina mit dem Geld im Schooß zu ihrer Mutter und sagte ihr mit großer Freude, wie sie nun erfahren, von wannen Andolosia das Geld bekäme, und was sie demselben verheißen hätte. Das gefiel der Königin wohl; sie fragte die Tochter: Weißt du noch, welche Gestalt, Farbe und Größe der Seckel hat? sie sprach: O ja. Alsbald schickte die nach einem Seckler und ließ einen Seckel machen, so wie ihn Agrippina beschrieben; denselben machten sie ganz lind, als ob er schon alt wäre. Darnach ließen sie einen Arzt holen, der mußte ein starkes Getränke bereiten, dessen Genuß in einen so tiefen Schlaf versenkte, daß man wie todt da lag.

Als der Trank fertig war, trugen sie ihn in Agrippina's Schlafgemach, und unterwiesen die Hofmeisterin, wenn Andolosia Abends käme, sollte sie ihn schön empfangen und in selbiges Gemach führen. Darnach würde auch Agrippina kommen, und wenn sie beide also bei ein=

ander wären, sollte die Hofmeisterin allerlei Zuckerwerk vorsetzen, ihnen zu trinken geben und wohl aufmerken, daß sie dem Andolosia den Trank in den Becher schütte. Wie Alles geordnet war, so geschah es.

Andolosia kam am Abend gar heimlich und wurde in Agrippina's Gemach geführt. Bald kam diese, grüßte ihn freundlich und setzte sich neben ihn. Da sprachen sie die liebreichsten Worte mit einander. Nun trug die alte Hofmeisterin Zuckerwerk auf und bot ihnen zu trinken. Agrippina kredenzte dem Andolosia den Becher sprechend: Ich bring' euch einen freundlichen Trunk. Er hub auf und trank nach Herzenslust, um ihr recht zu Willen zu sein. Also brachte ihm Agrippina einen Trank nach dem andern, bis er den ganzen Trank des Arztes genommen hatte. Nun aber sank er hin und schlief so fest ein, daß er gar keine Empfindung hatte, wie man mit ihm auch umging. Als Agrippina das sah, war sie bald über ihm, riß ihm sein Wamms auf, trennte seinen Glücksseckel ab und nähte den nachgemachten dafür hinein. O Andolosia, das war ein trauriger Tausch!

Am Morgen brachte Agrippina ihrer Mutter den Seckel, und sie versuchten ihn, ob er auch der rechte wäre. Mit dem ersten Griff zogen sie zehn Goldkronen heraus, und nun zählten sie so viel als sie wollten hin: da war kein Aufhören. Die Königin brachte dem König den Schooß voll Kronen und erzählte ihm, wie sie mit Andolosia umgegangen wären. Der König bat seine Gemahlin, sie sollte mit Agrippina reden, daß sie ihm den Seckel gebe, da sie sonst darum kommen möchte: das that die Königin, Agrippina wollte ihn aber nicht hergeben. Da bat die Königin, daß sie ihn ihr gäbe;

das wollte sie aber auch nicht, indem sie sagte: sie hätte ihr Leben daran gewagt, denn, wenn Andolosia erwacht wäre, während sie so mit ihm umgegangen, so hätte er sie wohl umgebracht, und das mit Recht.

Als Andolosia ausgeschlafen hatte und erwachte, blickte er um sich und sah Niemanden, als die alte Hofmeisterin. Wo ist Agrippina hingekommen? fragte er diese. Sie antwortete: Eben ist sie aufgestanden und die Frau Königin hat nach ihr gesendet. Aber, mein Herr! wie habt ihr so fest geschlafen! ich habe lang an euch gerüttelt, aber ich konnte euch nicht aufwecken; hätte ich nicht empfunden, daß euch der Athem ginge, ich hätte gemeint, ihr wäret todt gewesen. Als Andolosia hörte, daß er die Gegenwart der schönen Agrippina verschlafen hatte, fing er an zu fluchen und sich selbst zu verwünschen. Die alte Hofmeisterin wollte ihn beruhigen und sprach: Herr, gehabt euch nicht so übel, es ist ja noch nicht aller Tage Abend, und ihr könnet wohl wieder mit ihr zusammen kommen. Andolosia schalt sie: Daß dich der Henker hole, du alte Kupplerin, warum hast du mich nicht geweckt? ich habe all mein Lebtag nicht so hart geschlafen; wenn man mich nur ein wenig angerührt hätte, so wäre ich erwacht. Sie schwur hoch und theuer, sie hätte ihn gerüttelt und gab ihm gute Worte, denn er hatte ihr am Abend 200 Kronen geschenkt. So führte sie ihn mit guten Wörtlein aus Agrippina's Gemach und aus des Königs Palast.

Nun hätte der König auch gern einen solchen Seckel gehabt, denn er meinte, Andolosia müßten deren mehrere besitzen; er wäre ja sonst ein großer Narr gewesen, wenn er den einen so liederlich verwahrt hätte. Um

nun solches zu erfahren, wollte er wieder mit Andolosia speisen. Als dieser erfuhr, daß der König abermals mit ihm speisen wollte, rief er seinem Diener, dem er allemal 3 oder 400 Kronen gab, um das Haus zu versehen und alles Nöthige anzuschaffen; er befahl ihm, ein köstliches Mahl zuzubereiten, denn der König wolle abermals mit ihm essen. Der Diener sprach: Herr, ich habe nicht Geld genug, denn es kostet viel. Andolosia, der nicht gutes Muths war, riß sein Wamms auf, zog seinen Seckel heraus, und wollte dem Diener noch 400 Kronen geben; er griff nach seiner alten Gewohnheit hinein, aber er fand nichts. Da sah er auf gen Himmel, dann von einer Wand zu der andern; er kehrte den Seckel von innen nach außen, aber da war kein Geld mehr. Jetzt erst merkte er, daß er von Agrippina betrogen war; er gedachte der Lehre, die sein Vater Fortunatus ihm und seinem Bruder so treulich auf seinem Todbett gegeben hatte, daß sie, so lange sie lebten, Niemanden von dem Seckel sagen sollten. Aber es war versäumt und alle seine Hoffart nun aus.

Da berief er alle seine Knechte, gab ihnen Urlaub und sprach: Es ist nun bald zehn Jahre, daß ich euer Herr bin: ich habe euch anständig gehalten, daß keiner Mangel gehabt, auch bin ich keinem etwas schuldig, denn ihr seid alle bezahlt. Nun ist die Zeit kommen, daß ich nicht mehr Hof halten kann, wie ich bisher gethan, also sage ich euch los und ledig des Gelübdes, das ihr mir gegeben; versehe sich nun ein Jeder, wie es ihm am besten dünkt, denn länger kann ich nicht bleiben, da ich nicht mehr Gelds habe, als 160 Kronen,

davon schenke ich einem Jeden zwo, auch mag er Roß und Harnisch zu eigen behalten.

Ueber diese Rede erschracken die Diener gar sehr; einer sah den andern an, und sie nahm groß Wunder, wohin die Pracht ihres Herrn über Nacht hingekommen wäre. Da hub einer an und sprach: Getreuer, lieber Herr, hat euch Jemand einen Verdruß gemacht, so zeigt es uns an: der muß sterben, und wäre es der König selbst, ja, sollten wir alle unser Leben darum verlieren. Andolosia sprach: Um meinetwillen soll Niemand einen Streit anheben. Sie sprachen: Wir wollen nicht also von euch scheiden, sondern Roß, Harnisch und was wir haben, verkaufen, und euch nicht verlassen. Ich danke euch allen für euer Anerbieten, ihr fromme Diener, sprach Andolosia; so sich das Glück wieder zu mir kehrt, will ich das Alles wieder vergelten. Aber, wie ich gesagt habe, also thut und sattelt mir sogleich mein Roß; ich will, daß Keiner von euch mit mir reite oder gehe. Die Knechte waren traurig um ihren frommen Herrn, bei dem sie so gute Tage gehabt hatten. Sie brachten ihm sein Pferd; er nahm von ihnen Urlaub, saß auf und ritt fürbaß. Er zog zu Wasser und zu Land den nächsten Weg gen Famagusta zu seinem Bruder Ampedo.

Neunzehntes Kapitel.

Wie Andolosia von seinem Bruder das Wünschhütlein entlehnte, und die Agrippina samt dem Seckel davon führte.

Und es geschah, als er gen Famagusta kam, und an dem schönen Palast anklopfte, ward ihm auf der

Stelle aufgethan. Mit Freuden vernahm Ampedo, daß sein Bruder angekommen war; er meinte nicht anders, als daß er nun auch seine Freude mit dem Seckel haben und forthin nicht mehr so gar sparen dürfe, wie er zehn Jahre her gethan hatte. Er ging dem Bruder entgegen, empfing ihn mit großer Freude, fragte ihn jedoch, warum er so allein käme und wo er sein Volk gelassen hätte? Er sprach: Ich habe sie alle verlassen und danke Gott, daß ich selbst wieder heimgekommen bin. Lieber Bruder, fragte Ampedo, wie ist es dir doch ergangen? sag' an, denn es gefällt mir übel, daß du so allein gekommen bist. Andolosia antwortete: Laß uns erst essen. Als die Mahlzeit vorüber war, gingen sie mit einander in eine Kammer, da begann Andolosia mit trauriger Geberde und wehmüthiger Stimme und sprach: O allerliebster Bruder, ich muß dir leider! böse Mähre verkünden, daß ich so übel gefahren und um unsern Glücksseckel gekommen bin. Ach Gott! es ist mir herzlich Leid, aber ich kann es nicht anders machen.

Ampedo erschrack von Grund des Herzens, also, daß er beinahe in Ohnmacht fiel; er fragte voll Jammer: Ist dir der Seckel mit Gewalt genommen worden, oder hast du ihn verloren? Andolosia sprach: Ich habe das Gebot, das uns unser getreuer Vater auf dem Todbette gab, übertreten und einer lieben Seele von dem Seckel gesagt, aber sobald ich es ihr geoffenbart, hat sie mich darum gebracht, was ich ihr nicht zugetrauet hätte. Ampedo sagte: hätten wir doch das Gebot unsers Vaters gehalten und die Kleinodien nicht von einander kommen lassen! Aber du wolltest durchaus fremde Lande kennen lernen: nun schau', was du Gutes damit geschafft hast.

Andolosia sprach: O lieber Bruder, es ist mir ein so großes Herzeleid, daß mir das Leben verleidet ist.

Als Ampedo das hörte, wollte er ihn trösten und sprach: Lieber Bruder, laß dir die Sache nicht so tief zu Herzen gehen, wir haben noch zwo Truhen voll Dukaten, auch ist uns ja noch das Hütlein geblieben: wir wollen dem Sultan Nachricht geben, der gibt uns groß Gut dafür. Dann haben wir dennoch genug und können noch anständig auskommen, so lange wir leben. Darum schlag dir den Seckel aus dem Sinne. Andolosia sprach: Gewonnen Gut ist schwer aufzugeben; mein Begehren wäre, du gäbest mir das Hütlein, so hoffe ich, den Seckel wieder damit zu gewinnen.

Ampedo machte große Augen und sprach: Man sagt, wer sein Gut verliert, der verliert auch die Sinne: das merk' ich auch an dir wohl. Nachdem du uns um das Geld gebracht hast, so möchtest du uns auch gerne um das Hütlein bringen; aber fürwahr! mit meinem Willen sollt du es uns nicht hinwegführen; doch will ich dir gönnen, deine Kurzweil damit zu haben. Als Andolosia sah, daß sein Bruder ihm nicht vergönnen wollte, das Hütlein wegzunehmen, da gedachte er es ohne seinen Willen zu thun. Darum sprach er zu Ampedo: Nun, mein lieber Bruder, habe ich thöricht gethan, so will ich von nun an nach deinem Willen leben. Darauf schickte er die Knechte in den Forst, eine Jagd anzurichten, er selbst wollte bald nachkommen. Als sie weg waren, sprach er: Lieber Bruder, leih mir das Hütlein, ich will in den Forst. Der Bruder war willig und brachte das Hütlein; aber sobald Andolosia dasselbe auf dem Kopf hatte, ließ er Forst Forst und Jäger Jäger sein,

und wünschte sich stracks gen Genua. Allda angekommen, fragte er gleich nach den besten und köstlichsten Kleinodien, die zu finden waren, und ließ sie in seine Herberge bringen. Als man ihm nun viele brachte, markte er lange darum, dann legte er sie in ein Tüchlein zusammen, als wollte er probieren, wie schwer sie wären; er setzte sein Hütlein auf und fuhr mit den Kleinodien davon, ohne sie zu bezahlen. Er dachte, ich will sie schon bezahlen, wenn ich meinen Seckel wieder habe.

Wie er zu Genua gethan hatte, so that er auch zu Florenz und Venedig, und brachte die köstlichsten Kleinodien, die in diesen drei Städten zu finden waren, ohne Geld zusammen; als er sie alle hatte, fuhr er gen London.

Nun wußte Andolosia wohl, von welcher Seite her die Prinzessin in die Kirche ging; er bestellte daher eine Bude an derselben Straße und legte seine Kleinodien da aus. Es stand nicht lange an, so erschien die Prinzessin, und hatte Diener und Mägde vor und hinter sich, auch die alte Hofmeisterin, welche ihm den Tolltrank gegeben hatte, war bei ihr. Andolosia kannte sie alle noch, aber sie ihn nicht, darum, weil er eine andere Nase über der seinigen trug, die war so abenteuerlich gemacht, daß ihn Niemand erkennen konnte.

Als nun Agrippina vorüber war, nahm er zween schöne Ringe und schenkte sie den beiden Kammerfrauen, die stets um die Prinzessin waren und ihr Vertrauen hatten; er bat sie, die Prinzessin zu vermögen, daß sie ihn in ihren Palast holen ließe, so wollte er so köstliche Kleinodien mit sich bringen, dergleichen sie wohl noch nie gesehen hatten. Sie sagten ihm zu, solches zuwege zu bringen. Als nun Agrippina von

der Kirche heimkam, zeigten sie derselben die zween hübschen Ringe, und sagten ihr, der Juwelier, so vor der Kirche gestanden, hätte sie ihnen geschenkt, darum, daß sie schafften, daß nach ihm gesendet würde, denn er hätte gar köstliche Kleinodien. Agrippina sagte: Ich glaube, daß er köstliche Kleinode hat, weil er euch so schöne Ringe geschenkt hat: heißet ihn nur herkommen, denn mich verlangt, die Kleinodien zu sehen.

Alsbald ward Andolosia in den Palast beschieden, und in einen Saal vor der Prinzessin Gemach geführt; allda legte er seine Kleinodien aus, die derselben so wohl gefielen, daß sie um einige zu feilschen begann, die ihr am schönsten däuchten. Nun waren Kleinodien darunter, welche 1000 Kronen und noch viel mehr werth waren; dafür bot sie ihm nicht das halbe Geld. Der verstellte Juwelier sprach: Gnädige Prinzessin, ich habe oft gehört, daß ihr die reichste Königin auf dem ganzen Erdreich seid, darum habe ich die allerschönsten Kleinodien, so man nur finden mag, ausgesucht, um sie eurer königlichen Hoheit vorzulegen; aber ihr bietet mir gar zu wenig, sie kosten mich wahrlich mehr. Begehret es nicht umsonst, daß ich so viel Zeit aufgewendet, denn ich bin euch so lang nachgereist, mit großen Sorgen, da ich der Kleinodien wegen gar leicht hätte ermordet werden können. Gnädigste Prinzessin, leget zusammen, was euch gefällt; was ich dann erleiden mag, das will ich mir abziehen lassen. Also las sie aus, was ihr am besten gefiel; klein und groß, wohl zehn Stücke. Da rechnete der Juwelier zusammen: es belief sich auf 5000 Kronen, das wollte sie ihm aber nicht dafür geben. Andolosia gedachte: Nun, ich will mich nicht mit ihr

herumstreiten, brächte sie nur den Seckel. Doch wurden sie des Kaufs eins um 4000 Kronen.

Nun nahm die Prinzessin die Kleinodien in ihren Schooß, ging in das Gemach über ihren Kasten, wo der Glücksseckel lag, strickte ihn an ihren Gürtel fest und kam heraus, willens, den Juwelier zu bezahlen. Da wußte es der Juwelier so einzurichten; daß sie neben ihn kam, und als sie anhub zu zählen, umfing er sie, faßte sie gar stark und wünschte sich mit ihr in eine Wüste, da keine Wohnung wäre. Sobald er das gewünscht hatte, waren sie in einer kurzen Weile durch die Luft geflogen und kamen auf einer gar elenden Insel an, die nahe bei Hibernia liegt; sie saßen mit einander unter einem Baum, der voll schöner Aepfel hing.

Als die Prinzessin unter dem Baume saß, und die Kleinodien, so sie gekauft hatte, noch in ihrem Schooß lagen und der Glücksseckel an ihrem Gürtel hing, schaut sie über sich und sieht viel schöne Aepfel herabhangen. Da sprach sie zu dem Juwelier: Ach Gott, sage mir, wo sind wir denn, und wie sind wir hieher gekommen? ich bin so schwach, gäbest du mir nur der Aepfel einen, daß ich mich erlaben möchte. Sie wußte aber nicht, daß es Andolosia war, mit dem sie sprach. Da legte er die Kleinodien, so er noch hatte, in ihren Schooß und setzte ihr das Wünschhütlein auf, damit es ihn nicht am Klettern hinderte.

Während Andolosia auf den Baum stieg und sehen wollte, wo die besten Aepfel hingen, saß Agrippina unter dem Baum und wußte nicht, wo sie war, auch wie ihr geschehen; sie fing an zu seufzen und sprach: Ach! wollte Gott, daß ich in meiner Schlafkammer wäre.

Kaum hatte sie das Wort gesprochen, so fuhr sie durch die Luft und kam ohne allen Schaden in ihrer Schlafkammer an.

Zwanzigstes Kapitel.

Wie Andolosia und Agrippina von dem Genuß schöner Aepfel Hörner gewannen.

Als nun Andolosia auf dem Baume saß und sah, daß Agrippina hinweg war mit dem Seckel und dem Hütlein, dazu mit allen Kleinodien, erschrack er, stieg herab, sah den Baum an und sprach: Verflucht sei der Baum samt der Frucht, so wie der, welcher ihn gepflanzt hat. Er sah hin und her, und wußte nicht, wo er war, noch wohin er sich wenden sollte; da fing er wieder an zu fluchen und sprach: Verwünscht sei die Stunde, darin ich geboren bin, und jeder Tag, den ich verlebt habe. Grimmer Tod, warum hast du mich nicht erwürgt, ehe ich in diese Angst und Noth gekommen bin? Verflucht sei die Stunde, wo ich die Agrippina zum ersten Male gesehen. Wollte Gott, daß mein Bruder in dieser Wildniß bei mir wäre, so wollt' ich ihn erwürgen und mich selber mit meinem Gürtel an einen Baum hängen; wenn wir denn beide todt wären, so hätte doch der Seckel keine Kraft mehr, und die alte Königin, die Unholdin, und das falsche und ungetreue Herz Agrippina könnte dann keine Freude mehr daran haben.

Als er nun hin und her ging, wurde es so finster, daß er nicht mehr sah; er legte sich unter den Baum

und ruhte eine kleine Weile, aber er konnte vor Angst nicht schlafen, und versah sich auch nichts anderes, denn daß er in der Wildniß sterben würde. So lag er da wie ein Verzweifelter, und wäre lieber todt gewesen, denn daß er länger gelebt hätte.

So wie es Tag wurde, stand er auf und ging umher, aber er konnte Niemand sehen noch hören. Da kam er zu einem Baum, auf dem schöne rothe Aepfel hingen; weil ihn nun gar sehr hungerte, so warf er nach dem Baum, so, daß zween große Aepfel herabfielen. Die aß er behende; als er sie aber gegessen hatte, wuchsen ihm zwei lange Hörner, wie eine Ziege hat. Alsbald lief er mit den Hörnern wider die Bäume und wollte sie abstoßen, aber es war Alles vergebens. Da schrie er mit lauter Stimme: O ich armer, elender

Mensch, wie kommt es, daß so viele Menschen auf der Welt sind, und doch ist Niemand hier, der mir hülfe, daß ich wieder zu Menschen kommen könnte. O allmächtiger Gott, komm du mir in meinen großen Nöthen zu Hülfe.

Und es geschah, als er so jämmerlich schrie, hörte ihn ein Einsiedler, der wohl dreißig Jahre in der Wildniß gewohnt und nie einen Menschen gesehen hatte: der ging dem Geschrei nach, kam zu Andolosia und sprach: O du armer Mensch; wer hat dich hieher gebracht oder was suchst du in dieser Wildniß? Er antwortete: Lieber Bruder, mir ist leid, daß ich hergekommen bin. Der Bruder sprach: Ich habe in dreißig Jahren nie einen Menschen gesehen noch gehört; ich wollte, du wärest auch nicht hieher gekommen. Andolosia, ganz ohnmächtig, fragte den Bruder, ob er nichts zu essen hätte? Der Einsiedler führte ihn in seine Klause, aber da war weder Brod noch Wein: er hatte gar nichts, denn Obst und Wasser, davon lebte der Bruder. Das war wohl keine Speise für Andolosia. Der Waldbruder sprach zu ihm: Ich will dir weisen, wo du Speise und Trank genug findest. Da sagte Andolosia: Lieber Bruder, was soll ich denn mit den Hörnern anfangen, die ich habe? man wird mich für ein Meerwunder halten.

Nun führte ihn der Bruder eine kleine Strecke von seiner Klause, brach von einem andern Baum zween Aepfel ab und sprach: Lieber Sohn, nimm hin und iß diese. Sobald Andolosia die Aepfel gegessen hatte, waren ihm die Hörner gänzlich verschwunden. Als er das sah, fragte er den Bruder, wie es zuginge, daß er so bald Hörner bekommen und sie so schnell wieder

verloren hätte. Der Bruder sprach: Der Schöpfer, welcher Himmel und Erde erschaffen hat, und Alles, so darinnen ist, hat auch diese Bäume geschaffen, und ihnen die Natur gegeben, daß sie solche Frucht bringen, und ist ihres Gleichen auf der ganzen Erde nicht, sie wachsen allein in dieser Wildniß.

Lieber Bruder, sagte Andolosia, erlaubet mir doch, daß ich von diesen Aepfeln etliche nehmen und mit mir hinweg tragen möge. Der Waldbruder sprach: Lieber Sohn, nimm, was dir gefällig ist; frage mich nicht, sie sind nicht mein, denn ich habe gar nichts Eigenes, denn meine arme Seele; kann ich sie dem Schöpfer, der sie mir gegeben hat, wieder überantworten, so habe ich wohl gestritten in dieser Welt. Ich kann an dir wohl merken, daß dein Sinn und Gemüth mit zeitlichen und vergänglichen Dingen schwer befangen ist; schlage sie aus dem Sinn und kehre zu Gott, denn das ist ein größerer Gewinn, als jegliche Wollust in diesem vergänglichen Leben.

Diese Worte aber gingen dem Andolosia gar nicht zu Herzen, er dachte nur an seinen großen Schaden, und sammelte mehrere Aepfel, bei deren Genuß Hörner wachsen, aber auch solche, durch welche die Hörner vergingen. Dann sprach er zu dem Bruder: Jetzt weise mich auf den Weg zu Menschen. Der Bruder führte ihn auf einen Pfad und sagte: Gehe gerade für dich hin, so kommst du an ein breites Wasser, das ist ein Meeresarm, und wenn du daran kommst, ist dann Fluth, so warte, bis die Ebbe kommt und es trocken wird, dann geh einem hohen Thurm zu, und du kommst in ein Dorf, wo du zu essen und zu trinken finden wirst.

Andolosia dankte dem Bruder, nahm von ihm Urlaub und ging, wie er ihn gewiesen; er kam zu dem Dorfe, aß und trank daselbst, so, daß er wieder zu Kräften kam. Er fragte: Wo der nächste Weg gen London wäre? Da ward ihm gesagt, daß er noch in Hibernien wäre; er müsse zunächst gen Schottland hinüber, dann erst könne er gen England, und von da sei es noch weit bis London.

Als Andolosia hörte, daß er noch so fern von London wäre, war er unmuthig; auch befürchtete er, wenn er so lang unterwegs wäre, möchten die Aepfel Schaden leiden. Da nun die Leute merkten, daß er gern bald gen London gekommen wäre, zeigten sie ihm eine große Stadt, die war ein Seehafen, wo Schiffe von England, Flandern und Schottland lagen. Auf der Stelle ging er dieser Stadt zu. Allda fand er ein Schiff, mit dem er gen London fuhr. Als er dahin kam, ließ er sich das eine Auge verdecken und setzte falsches Haar auf, so, daß er ganz unkenntlich ward. Dann nahm er ein Tischlein, setzte sich vor die Kirchenthüre, wo die Königstochter, wie er wohl wußte, eintreten würde. Die Aepfel hatte er auf ein schön weiß Tuch gelegt und rief: Wer kauft Aepfel aus Damaskus? und wenn man ihn fragte, wie theuer er einen gebe, so sagte er: für drei Kronen. Da ging Jedermann vorüber, auch wäre ihm leid gewesen, hätte sie Jedermann kaufen wollen.

Indem kommt die Königstochter mit ihren Jungfrauen und Dienern, auch mit ihrer Hofmeisterin. Da rief er abermals: Kauft Aepfel aus Damaskus. Die Prinzessin fragte: Wie gibst du einen? Er sagte: Um drei Kronen. Sie sprach: Welche Tugend haben sie,

daß du sie so theuer gibst? Sie geben einem Menschen Schönheit, sprach er, so wie helle Vernunft. Als die Prinzessin solches hörte, befahl sie ihrer Hofmeisterin, zwei zu kaufen. Da stellte Andolosia seinen Kram wieder ein, denn Niemand wollte ihm mehr abkaufen.

Sobald die Prinzessin heim kam, aß sie die beiden Aepfel; aber kaum hatte sie dieselben verzehrt, so wuchsen ihr zwei große Hörner unter heftigen Kopfschmerzen, so, daß sie sich auf das Bett legen mußte. Als die Hörner hervorgeschossen waren und der Schmerz nachließ, stand sie auf und trat vor den Spiegel; wie sie die ungestalten großen Hörner erblickte, griff sie alsbald mit beiden Händen daran und wollte sie abreißen. Da es nicht gehen wollte, rief sie zwei ihrer edlen Jungfrauen herbei, als aber diese die Königstochter in solchem Zustand sahen, erschracken sie sehr und bekreuzten sich, als ob sie ein böser Geist wäre. Agrippina war so sehr bestürzt, daß sie nicht reden konnte. Da sprachen die Jungfrauen: Gnädigste Prinzessin, wie ist es denn zugegangen, daß eure hohe Person solche Mißgeburt empfangen hat? Sie antwortete ihnen: Ich weiß selbst nicht, es ist vielleicht eine Plage, die mir Gott gesendet, oder kommt es mir von den Aepfeln von Damaskus, welche mir der ungetreue Krämer verkauft hat. Nun rathet, ob ihr mir nicht von den Hörnern helfen möget? Die Mägdlein zogen nach Leibeskräften daran, und sie litt es geduldig; aber es half nichts. Darüber wurde sie je länger je mehr bekümmert und sprach: O, ich elendes Geschöpf! was hilft es mir nun, daß ich eine Königstochter bin, und die reichste Jungfrau, so auf Erden lebt? und daß ich den Preis der Schönheit vor allen Frauen hatte, da

ich jetzt einem unvernünftigen Thier gleich sehe? O, daß ich nie geboren wäre! Kann man mir nicht von dieser Mißgeburt helfen, so will ich mich selbst in der Themse ertränken. Eine ihrer obersten Jungfrauen tröstete sie und sprach: Gnädigste Prinzessin, ihr sollt nicht verzagen, habt ihr die Hörner bekommen können, so müssen sie auch wieder verschwinden. Darum sendet nach hochgelehrten Aerzten: vielleicht wissen die, oder finden geschrieben, woraus solch Gewächs entsprungen und womit es mag vertrieben werden. Diese Rede gefiel ihr wohl und sie sprach: So saget nur Niemanden davon, und wenn Jemand nach mir fragt, so sprecht: Ich sei nicht wohl, und lasset Niemanden zu mir.

Nun schickte die Hofmeisterin nach allen Aerzten, und legte ihnen den Fall vor, daß einer nahen Verwandten von ihr zwei Hörner gewachsen wären: ob die zu vertreiben wären oder nicht? Als die Aerzte das hörten, verwunderten sie sich sehr, daß einem Menschen zwei Hörner wachsen sollten; ein Jeder begehrte mit großem Eifer die Person zu sehen. Die Hofmeisterin aber sprach: Ihr möget sie nicht sehen, es wäre denn, daß ihr zu helfen wisset; wer aber das kann, dem soll wohl gelohnet werden. Aber ihrer Keiner war so beherzt, daß er es unternommen hätte, die Hörner zu vertreiben; denn sie hatten nie etwas der Art gehört, gelesen noch gesehen. Als die Aerzte auf solche Weise der Hofmeisterin die Sache gar abschlugen, war sie traurig, denn sie hätte gerne gute Nachricht heimgebracht. Eben wollte sie wieder heimgehen, weil ihr die Aerzte keinen Trost gaben, da begegnete ihr Andolosia: er hatte sich als einen Doktor gekleidet mit einem rothen Scharlachrock und

großen rothen Bart, auch durch eine große Nase sein Angesicht entstellt. Liebe Schaffnerin, redete er sie an, ich sehe, daß ihr in drei Doktorhäuser gegangen sind: habt ihr Rath gefunden nach eurem Begehren? zürnet nicht, daß ich frage, denn ich bin auch ein Doktor der Arznei; habt ihr nun ein Anliegen, so gebt es mir zu erkennen: es müßte ein fremdes großes Gebrechen sein, das ich nicht mit Hülfe Gottes zu vertreiben wüßte. Die Hofmeisterin gedachte, Gott habe ihr den Doktor zugewiesen; sie sagte ihm, daß einer namhaften Person ein seltsamer Schaden zugestoßen, indem ihr zwei Hörner, Geißhörnern gleich, aus dem Kopfe gewachsen wären. Wisset ihr der Person zu helfen, sprach sie, so wird euch wohl gelohnet werden, denn sie hat Geld und Gut genug. Der Doktor fing an, ganz freundlich zu lächeln und sprach: Die Sache kenne ich, verstehe auch die Kunst, Hörner ohne alles Wehe zu vertreiben, aber Geld kostet es; ich weiß auch die Ursache, von wannen die Hörner entspringen. Sie fragte: Lieber Herr Doktor, woher kommt dieß wunderliche Gewächs? Der Doktor antwortete: Es kommt daher, wenn ein Mensch dem andern große Untreue thut, darüber Schadenfreude empfindet, und doch diese Freude nicht öffentlich auslassen darf; dann muß es auf einem andern Weg ausbrechen, und es ist gut, wenn es sich auf solche Weise nach oben ausstößt; wo es nicht geschieht, da muß der Mensch sterben, denn die Hörner stoßen ihm das Herz ab. Noch sind es nicht zwei Jahre, daß ich an des Königs von Hispanien Hof gewesen, da hatte ein mächtiger Graf eine gar schöne Tochter, von ganz zartem Wesen, der waren zwei große

Hörner hervorgeschossen, die ich ihr ganz und gar vertrieben habe.

Als die Hofmeisterin von dem Doktor solches vernommen, fragte sie ihn, wo er zu Hause wäre, sie wollte bald wieder zu ihm kommen. Er sprach: Ich habe noch kein Haus gemiethet, denn ich bin erst vor drei Tagen hergekommen, und bin in der Herberge zum Schwanen, da möget ihr nach mir fragen. Man nennt mich nur den Doktor mit der langen Nase, und wiewohl ich auch einen andern Namen habe, so kennt man mich doch am besten unter diesem.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie Andolosia der Prinzessin die Hörner hinwegtrieb, und Seckel und Wünschhütlein wieder gewann.

Alsbald lief die Hofmeisterin voller Freude zu ihrer betrübten Gebieterin und rief: Gnädigste Prinzessin, seid fröhlich und wohlgemuth, eure Sache wird bald gut werden. Dann erzählte sie ihr, wie drei Doctores sie ohne Trost hätten gehen lassen, darnach aber hätte sie Einen gefunden, der sie wohl getröstet habe; dabei sagte sie ihr noch Alles, was der Doktor mit ihr geredet hätte, wie er ihr zu helfen wüßte, und wie er auch einer Gräfin geholfen. Er hat mir auch gesagt, sprach sie, aus welcher Ursache solche Hörner entsprungen, so, daß ich's ihm gerne glauben mag. Die Prinzessin, welche traurig auf dem Bette lag, sprach: Warum hast du den Doktor nicht mit dir hergebracht? Du weißt ja, wie ich der Hörner so gerne los wäre; geh' gleich und

bring ihn her: sag' ihm, daß er Alles mitbringen soll, was zur Sache dienlich sei und ja nichts spare; bring' ihm auch die 100 Kronen da, und bedarf er mehr, so gib ihm, so viel er von dir begehrt.

Die Hofmeisterin ging zu dem Doktor, gab ihm 100 Kronen und sprach: Nun seid vorsichtig, denn zu der Person, wohin ich euch führen will, dürft ihr nur bei Nachtzeit kommen und es Niemanden sagen, da selbst ihre Eltern nichts davon wissen. Der Doktor sprach: Dieser Sache halben seid ruhig, durch mich soll nichts auskommen; ich will mit euch gehen, nur muß ich vorher in der Apotheke kaufen, was ich zur Sache nöthig habe. Darum mögt ihr meiner hier harren, oder nach zwei Stunden wieder kommen. Sie sagte: sie wolle auf ihn warten, denn sie dürfe eher nicht heimkommen.

Also ging der Doktor in eine Apotheke und kaufte ein wenig Rhabarber, ließ sich von seinen Aepfeln einen halben mit Zucker und Rhabarber überziehen, that dazu sehr wohlschmeckende Dinge, kaufte auch in eine Büchse ein wenig wohlriechende Salbe, nahm guten Bisam zu sich und kam wieder zu der Hofmeisterin. Diese führte ihn bei der Nacht zu der Prinzessin.

Agrippina lag auf ihrem Bette hinter den Umhängen und empfing ihn gar schwach. Der Doktor sprach: Gnädige Prinzessin, seid gutes Muths, mit der Hülfe Gottes und meiner Kunst soll es bald wieder gut mit euch werden. Nun richtet euch auf, und laßt mich sehen und anfühlen euern Schaden, so kann ich euch um so besser helfen. Agrippina schämte sich sehr, daß sie die Hörner sollte sehen lassen, doch setzte sie sich auf in dem Bette. Der Doktor griff die Hörner keck an und sprach: Mar

muß um jedes Horn ein Säcklein von einer Affenhaut binden, die will ich dann salben, und so muß man die Hörner warm halten. Alsbald bestellte die Hofmeisterin, daß ein alter Affe am Hof getödtet und seine Haut gebracht wurde. Daraus wurden zwei Säcklein gemacht nach des Arztes Rath. Darauf salbte derselbe die Hörner mit Affenschmalz, zog die Säcklein darüber und sprach: Gnädigste Prinzessin, durch das, was ich so eben gethan, werden die Hörner lind, doch müssen sie durch Stuhlgänge ganz und gar vertrieben werden; darum habe ich eine Latwerge mit mir gebracht, die müßt ihr essen und darauf ein Schläflein thun, so werdet ihr gewahr werden, daß sich die Sache bald zur Besserung wendet. Agrippina that wie eine Kranke, die gerne genesen wäre, und aß jenen halben Apfel, der die Kraft hatte, die Hörner zu vertreiben. Als sie denselben gegessen hatte, fing die Rhabarber an in ihrem Leibe zu wirken. Wie sie nun wieder in ihrem Bette war, sprach der Doktor: Laßt uns sehen, ob die Arznei nicht schon gut gethan; er griff oben an die Pelzsäcklein, da waren die Hörner um den vierten Theil verschwunden. Agrippina war den Hörnern so feind, daß sie dieselben nie angreifen mochte: doch, als man ihr sagte, sie hätten abgenommen, da griff sie daran und fühlte wohl, daß sie kleiner geworden. Dessen freute sie sich sehr und bat den Doktor, eifrig fortzufahren. Er sprach: Heute Nacht komme ich wieder und bringe was noth thut. Er ging in die Apotheke und ließ sich wieder einen halben Aepfel überziehen, aber ihm einen andern Geschmack geben. Darauf kam er wieder bei der Nacht zu der Prinzessin, salbte ihr die Hörner, ließ aber die Säcklein

kleiner machen, daß sie den Hörnern fest anlangen, und gab ihr den Apfel, worauf sie entschlief. Als sie wieder aufwachte, wurden die Hörner besehen: da waren sie wieder geschwunden und beinahe hinweggegangen. Hatte sie sich zuvor gefreut, so freute sie sich jetzt noch mehr und bat den Doktor, daß er nicht abließe, sie wollte ihm seine Mühe wohl belohnen. Er sprach: Wie er die zwo Nächte gethan, so wollte er auch die dritte thun.

Während er nun bei ihr saß und sie schlief, gedachte er bei sich: 2 oder 3000 Kronen wären für einen Arzt ein großer Lohn, doch ist es für gar nichts zu schätzen gegen dem, was sie von mir hat. Ehe ich ihr die Hörner vertreibe, will ich anders mit ihr reden und ihr meine Meinung ehrlich sagen; will sie dann nicht thun, was ich will, so soll sie wieder ein Latwerge erhalten, wodurch die Hörner so groß werden, wie sie zuvor gewesen. Sobald sie jetzt erwacht, will ich ihr sagen, ich sei auch ein Doktor in der schwarzen Kunst, und habe einen Geist beschworen, der mir riethe, was ich von ihr fordern soll; der habe mir gesagt, sie hätte zwei Kleinodien, einen Seckel und ein Hütlein; das letztere müsse sie mir geben, und dazu alle Jahre so Viel, daß ich wie ein Herr leben möge. Dieweil er also dachte, kam die Hofmeisterin mit einem Licht und wollte sehen, was die Prinzessin mache: da schlief sie. Der Doktor hatte sein Barett abgezogen, das entfiel ihm, und als er sich bückte, es wieder aufzuheben, sieht er vornen unter der Bettstatt das Wünschhütlein auf der Erde liegen, auf das Niemand Acht hatte, weil seine Tugend Allen unbekannt war. Alsbald schickte der

Doktor die Hofmeisterin nach einer Arzneibüchse, und während sie diese holte, hob er das Hütlein eilends auf, verbarg es unter seinen Rock und gedachte: könnte mir nur der Seckel auch werden.

Indem erwachte die Königstochter und richtete sich auf. Der Doktor zog ihr die Säcklein von den Hörnern, da waren sie ganz klein, so, daß sich Agrippina sehr darüber freute. Die Hofmeisterin sagte ihr in's Ohr: Es ist noch um eine Nacht zu thun, so seid ihr genesen: dann werden wir auch des häßlichen Doktors mit der großen Nase los, der einem alle Männer verleiden möchte.

Da begann der Doktor: Gnädige Prinzessin, ihr sehet wohl, wie es sich mit euch gebessert hat; nun kommt es nur noch darauf an, die Hörner aus der Hirnschale zu treiben, dazu gehören aber köstliche Sachen, und wenn ich sie hier nicht finde, so muß ich selbst reisen, oder einen Doktor darnach senden, der sich darauf versteht: darauf geht aber viel Geld; auch möchte ich gerne wissen, was ihr mir zu Lohn geben wollt, wenn ihr der Hörner los werdet und euer Kopf so gleich wird, als er je gewesen. Die Prinzessin sagte: Ich sehe wohl, daß eure Kunst Grund hat, darum bitte ich euch, helft mir nur und spart kein Geld. Der Doktor erwiederte: Ihr sagt, ich soll kein Geld sparen, allein ich habe keines.

Agrippina war karg, obwohl sie den Seckel hatte, den man nicht erschöpfen mochte; sie ging gemachsam nach der Truhe, die bei der Bettstatt stand, darin ihre allerliebsten Kleinodien samt dem Seckel lagen, welcher an einen starken Gürtel gebunden war; den legte sie um den Leib und ging an's Licht zu dem Tisch, der an einem schönen Fenster stand; sie fing an zu zählen,

und als sie bei 3000 Kronen gezählt hatte, langte der Doktor unter seinen Rock, als ob er einen Seckel für das Geld suchte, warf das Barett weg, setzte das Hütlein auf, und indem er die Prinzessin faßte, wünschte er sich in einen wilden Wald, wo keine Leute wären. Wie er gewünscht hatte, so geschah es alsbald durch die Kraft des Hütleins.

Als nun Agrippina hinweggeführt war, da lief die Hofmeisterin zu der alten Königin und sagte ihr, wie Agrippina abermals hinweggeführt worden. Darüber erschrack die Königin, doch gedachte sie, wie die Tochter das erste Mal wieder gekommen sei, so werde es wohl jetzt auch geschehen; überdieß hab sie ja den Seckel bei sich, so, daß sie Gelds genug hat und die Leute wohl belohnen mag, welche ihr wieder heim helfen. Als sie aber den Tag und die Nacht über gewartet hatte, und Agrippina nicht wieder kam, ging es ihr doch als einer Mutter, zu Herzen, daß sie um ihre schöne Tochter kommen sollte; sie lief traurig zum König und sagte ihm Alles, was vorgefallen war.

Der König sprach: Ja, freilich, das ist ein weiser Doktor, der kann mehr, denn andre Aerzte: es ist aber Niemand anders, als Andolosia, den ihr so fälschlich betrogen habt. Ich kann mir es wohl denken, wenn ihm der Himmel solches Glück verliehen hat, so wird er ihm auch die Weisheit gegeben haben, denselben wieder zu gewinnen, wenn er ihn verlieren sollte. Das Glück will, daß er den Seckel habe und sonst Niemand; wollte es das Glück, so hätte ich oder ein Anderer auch einen solchen Seckel. Viele Männer sind in England, doch ist nur Ein König darunter, das bin ich, weil mir

solches von Gott und dem Glücke verliehen ist. Ebenso ist es auch dem Andolosia verliehen, daß er den Seckel allein haben soll und sonst Niemand. Hätten wir doch nur unsre Tochter wieder.

Die Königin sagte: Herr, sendet doch Boten aus, ob man erfahren möge, wo unsre Tochter sei, damit sie nicht in Armuth und Elend gerathe. Ich sende keine Boten aus, entgegnete der König, denn es wäre uns eine Schande, daß wir sie nicht besser versorgt hätten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie Andolosia die Prinzessin in ein Frauenkloster brachte.

Und es geschah, als Andolosia in dem wilden wüsten Wald mit Agrippina allein war, warf er den Doktorrock von sich, legte auch die große wüste Nase ab, und trat so vor die schöne Prinzessin. Alsbald erkannte sie, daß es Andolosia war; sie erschrack von ganzem Herzen, daß sie nicht reden konnte, denn er verdrehte seine Augen vor Zorn, und geberdete sich, als wollte er sie sogleich umbringen. Er zog ein Messer heraus, schnitt ihr den Gürtel vom Leib, riß sein Wamms auf und steckte den Seckel wieder an den Ort, wo er ihn immer getragen hatte. Das Alles sah die gute Agrippina; vor Angst zitterte ihr schöner Leib wie ein Lindenblatt im Walde. Andolosia aber schrie voll Zorn: O du falsches, ungetreues Weib, jetzt bist du in meiner Gewalt; nun will ich mit dir also verfahren, wie du mit mir verfahren bist, da du mir den Seckel abgetrennt und einen falschen an seine Stelle genäht hast. Du

siehst, daß er wieder an seiner alten Stelle ist. Jetzt laß dir deine Mutter und die alte Hofmeisterin rathen und helfen, und brauet wieder ein Getränk, damit ihr mich betrüget. Aber fürwahr, wären die Unholdinnen beide bei dir, alle ihre Kunst sollte ihnen nicht helfen, mir den Seckel wieder zu nehmen. O, Agrippina, wie konntest du es über dein Herz bringen, mir so große Untreu zu erzeigen, der ich dir so treu war, und Leib und Seele und Gut mit dir getheilt hätte? Wie mochtest du einen mannlichen Ritter, der alle Tage um deinetwillen stach, scharf rannte und turnierte, also in Armuth und Elend stürzen, ohne Erbarmen mit ihm zu haben. Deine Untreue hätte mich fast zur Verzweiflung gebracht; wenn ich mich erhängt hätte, so wärst du Ursache gewesen, daß ich Leib und Seele verloren hätte. Als du den Seckel in deiner Hand hattest, und du wußtest, daß ich gar nichts mehr hatte, ist dir nicht in den Sinn gekommen, mir nur ein Zehrgeld zu senden, daß ich anständig in meine Heimath zurückkehren könnte. Nun urtheile selbst, ist es billig, daß ich mit dir Erbarmen habe, da du mit mir keines gehabt.

Agrippina war voll Schrecken und wußte nicht, was sie sagen sollte; sie sah auf gen Himmel und sprach mit bangem Herzen: O tapfrer, strenger Ritter Andolosia, ich bekenne, daß ich erbärmlich und schändlich wider euch gethan habe; ich bitte euch, sehet an die Unerfahrenheit und Leichtfertigkeit, die von Natur schon bei den Frauen größer ist, als bei den Männern, wollet mir die Sache nicht zum Schlimmsten kehren und euern Zorn nicht an einer armen Jungfrau auslassen, vielmehr vergeltet Böses mit Gutem, wie es

einem edlen Ritter wohl geziemt. Andolosia sprach: Der Zorn über die Schmach, so du mir zugefügt hast, ist noch so groß in meinem Herzen, als daß ich es dir umsonst hingehen lassen könnte. Sie sprach: Andolosia, bedenkt doch, welche Unehre es für euch wäre, wenn man sagte, daß ihr ein armes Weib, eure Gefangene, die mit euch allein ist in der Wildniß, verletzt hättet; fürwahr! es wäre eurer Ritterschaft eine Schande. Wohlan, sagte Andolosia, ich will meinem Zorn widerstehen und gebe dir mein ritterliches Wort, daß ich dich nicht verletzen will, aber ein Zeichen hast du noch von mir, das mußt bis in dein Grab behalten, damit du meiner eingedenk bleibest. Agrippina war in so großer Noth und Lebensangst, daß sie die Hörner, welche sie auf dem Haupte hatte, ganz und gar vergessen. Als aber Andolosia sie ihres Lebens gesichert hatte, kam sie wieder zu sich und sprach: O, wollte Gott, daß ich meiner Hörner ledig und in meines Vaters Palast wäre!

Als Andolosia sie also wünschen hörte, griff er alsbald nach dem Hütlein, das nicht fern lag, denn hätte Agrippina es aufgehabt, so wäre sie abermals heimgekommen. Er knüpfte es fest an seinen Gürtel. Daran konnte die Prinzessin merken, daß ihm das Hütlein lieb war, und daß sie durch seine Kraft zwei Mal hinweggeführt worden war. Da ärgerte sie sich selbst und gedachte: nun hast du die Kleinodien beide in deiner Gewalt gehabt und nicht behalten können. Doch durfte sie den Andolosia ihren Zorn nicht merken lassen, sondern fing wieder an, ihn freundlich zu bitten, daß er sie doch der Hörner entledige und ihrem Vater wieder heimbrächte. Er sprach: Du mußt die Hörner haben,

so lange du lebest; aber ich will dich gerne zu deines Vaters Palast führen, so nahe, daß du ihn sehen magst; jedoch, hinein kommst du nimmermehr. Da bat sie ihn zum andern und dritten Mal, aber es half Alles nichts.

Als Agrippina sah, daß kein Bitten mehr bei ihm half, sprach sie: Muß ich denn die häßlichen Hörner behalten, so begehre ich nicht wieder nach England zurück, und kein Mensch, nicht einmal meine Eltern sollen mich wieder sehen. Darum führet mich an einen fremden Ort, wo mich kein Mensch kennt. Andolosia sprach: du wärest nirgends besser, als bei Vater und Mutter. Aber das wollte sie nicht und sprach: Führe mich in ein Kloster, auf daß ich von der Welt geschieden bin. Begehrest du das im Ernst? fragte Andolosia. Sie sprach: Ja. Also rüstete er sich und führte sie durch die Luft gen Hibernia, nicht weit von St. Patricius Fegfeuer. In der Nähe ist ein großes, schönes Frauenkloster, darin nur edle Frauen sind. Hier ließ er sie auf offenem Felde sitzen, ging zu der Aebtissin und sprach: Er habe ein ehrsames, adeliches Fräulein mitgebracht, welche schön und gesund sei, außer daß ihr aus dem Kopf etwas gewachsen wäre, dessen sie sich schäme, und weßwegen sie nicht bei ihren Freunden bleiben wolle, sondern an einem Ort zu sein begehre, wo sie nicht bekannt wäre. Wollt ihr sie annehmen, so würde ich euch die Pfründe dreifach bezahlen. Die Aebtissin sprach: Wer hier eine Pfründe haben will, der muß 200 Kronen dafür geben, denn ich halte für jede Pfründnerin eine Magd und gebe ihnen, was sie bedürfen; wollet ihr aber die Pfründe dreifach bezahlen, so führet sie nur her.

Andolosia ging hin und brachte die Prinzessin zur Aebtissin, die sie freundlich bewillkommte. Agrippina dankte ihr gar züchtiglich und neigte sich so schön, daß die Aebtissin wohl sah, daß sie von hohem Stamme geboren sei; auch ihre Gestalt gefiel ihr wohl, nur erbarmte sie, daß die wohlgestaltete Jungfrau so häßliche Hörner auf dem Haupte trug. Sie sprach zu ihr: Agrippina, begehrest du hier in diesem Kloster deine Wohnung zu haben? Diese antwortete demüthig: Ja, gnädige Frau Aebtissin. Darauf sprach die Aebtissin: So wirst du mir gehorsam sein und täglich zur Messe und in den Chor gehen, was du aber noch nicht kannst, noch lernen. Dieser Orten ist nicht hart: welche Pfründnerin in einen andern treten, oder einen Ehmann nehmen will, die mag es thun, allein das Geld, das man für die Pfründe gibt, wird nicht mehr herausgegeben. Agrippina sprach: Was des ehrwürdigen Klosters Gewohnheit und altes Herkommen ist, das soll um meinetwillen nicht verändert werden. Also zahlte Andolosia der Aebtissin 600 Kronen und empfahl ihr die Jungfrau angelegentlich. Das sagte sie ihm gerne zu, denn sie war froh, da sie so viel baares Geld empfangen hatte. Als er von der Aebtissin Abschied nahm, sprach diese zu Agrippina: Geh, gib deinem Freund das Geleit. So ging sie mit ihm hinaus, und als sie an die Pforten kamen, sprach er zu ihr: Nun gesegne dich Gott und gebe, daß du lange gesund bleibest und in diesem Kloster die ewigen Freuden erwerbest. Sie sprach: Amen, fing aber an, jämmerlich zu weinen und sagte: O tapfrer strenger Ritter, ich habe ein festes Vertrauen zu Gott, daß er euch noch eine glückliche

Stunde schickt, darin euer edles Herz zur Milde und Barmherzigkeit bewegt wird; alsdann gedenket doch an mich, arme Gefangne, und erlediget mich, denn, so lange ich diese argen Hörner trage, mag ich weder Gott noch der Welt dienen. Dem Andolosia gingen diese Worte zu Herzen, doch gab er keine andre Antwort, als daß er sagte: was Gott will, das geschehe. Damit ging er seine Straße. Die betrübte Agrippina schloß die Pforte und ging zur Aebtissin zurück. Die gab ihr eine Magd zu und räumte ihr eine Kammer ein, darin sie stets allein war und Gott diente, so gut sie konnte, denn ihr Gemüth war nicht bei dem Gebete.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wie Andolosia die Agrippina wieder gen London zu Vater und Mutter brachte.

Als Andolosia von Agrippina geschieden war, fühlte er sich gar fröhlich, setzte sein Hütlein auf und wünschte sich von einem Land zum andern, bis er gen Brügge in Flandern kam, wo alle Kurzweil von schönen Frauen und andern Dingen zu finden ist. Da erholte er sich von seinem früheren Unmuth, rüstete sich wieder gar herrlich zu, kaufte vierzig schöne Pferde, dingte sich viele stattliche Knechte, die er alle in seine Farbe kleidete, und fing wieder an, Ritterschaft zu treiben. Er ritt durch ganz Deutschland und besah die schönen Städte des deutschen Reichs, zog dann gen Venedig, Florenz und Genua, schickte nach den Juwelieren, welchen er die Kleinodien abgekauft hatte, und bezahlte sie alle baar;

dann bestieg er mit Knechten und Pferden ein Schiff und fuhr heim gen Famagusta zu seinem Bruder. Der empfing ihn gar freundlich und freute sich, daß er so herrlich daher geritten kam.

Als sie nun mit einander gespeist hatten, führte Ampedo seinen Bruder Andolosia in seine Kammer und fragte, wie es ihm seither ergangen wäre? Da erzählte er ihm, wie er mit dem Verlust des Seckels auch um das Hütlein gekommen wäre. Ampedo erschrack so sehr, daß er umsank, denn er hatte den Bruder nicht ausreden lassen. Als er wieder zu sich kam, erzählte er ihm jetzt weiter, wie er durch List wieder in den Besitz beider Kleinode gekommen sei. Darauf nahm er den Seckel aus dem Wamms, zog das Hütlein aus dem Mantelsack, legte sie ihm beide vor und sprach: Lieber Bruder, du darfst nicht traurig sein, hier sind beide Kleinodien, nimm sie hin und laß dir damit wohl sein nach Herzenslust; ich gönn es dir und will nichts darein reden.

Ampedo aber sprach: Den Seckel begehre ich ganz und gar nicht, denn wer ihn hat, der muß zu aller Zeit Angst und Noth darum leiden, wie es ja unsrem Vater seligen gegangen ist. Als Andolosia diese Worte hörte, war er über den Seckel froh und gedachte: Ich will ihm von meinem andern Unglück lieber gar nichts sagen, sonst möchte er fast zu todt erschrecken.

Von nun an begann er wieder, ein frohes Leben zu führen mit Stechen, Reiten, Tanzen und dgl. Als er sich eine Weile zu Famagusta aufgehalten hatte, ritt er mit seinem Zeug an des Königs Hof, um auch hier Kurzweil zu haben. Daselbst wurde er von dem König

und allen Hofleuten gar freundlich aufgenommen. Der König fragte ihn: Wo er so lange gewesen? Andolosia erzählte ihm, wie viele Königreiche er durchfahren. Ferner fragte ihn der König, ob er nicht auch in England gewesen wäre? Ja, gnädigster Herr, sprach Andolosia. Der König sprach: Der König von England hat eine schöne Tochter, ein einziges Kind, Namens Agrippina, die möchte ich für meinen Sohn zur Gemahlin haben; doch habe ich gehört, daß sie verloren gegangen sei. Sage mir, hast du nicht gehört, ob sie noch verloren, oder ob sie wieder gefunden worden? Gnädigster Herr, entgegnete Andolosia, das ist wahr, daß der König von England eine schöne Tochter hat, auch daß sie durch Schwarzkunst gen Hibernien in ein Kloster versetzt worden: da habe ich mit ihr geredet vor kurzer Zeit. Der König fragte: Wäre es nicht möglich, daß sie ihrem Vater wieder gegeben würde? ich bin alt und möchte meinen Sohn und mein Königreich versehen, ehe denn ich sterbe.

Gnädigster Herr, antwortete Andolosia, euch und eurem Sohne zu lieb, der aller Ehren werth ist, will ich mir in dieser Sache Mühe geben und die Prinzessin mit Gottes Hülfe in kurzer Zeit wieder in ihres Vaters Palast zurückbringen. Der König bat ihn, er sollte es thun und kein Geld dabei sparen; er wollte es ihm und den Seinigen vergelten. Darauf sprach Andolosia: Gnädigster Herr König, so rüstet eine stattliche Botschaft und sendet sie vierzehn Tage nach mir aus; sie soll dann die Königstochter zu London im Palast ihres Vaters finden. Hat derselbe sie euch verheißen, so wird er sie euch auch senden. Der König sprach: Andolosia,

lieber Freund, so vollende deine Sache, daß kein Fehl daran sei; ich will eine stattliche Botschaft dahin senden, sorge nur du, daß sie nicht vergebens kommt.

Vertrauet nur mir, sagte Andolosia, aber lasset den Prinzen abkonterfeien und übersendet das Bild, so werdet ihr hören, daß der König und die Königin Freude daran haben, und werden um so inniger verlangen, ihre schöne Tochter einem so schmucken Jüngling zu übergeben.

Als der Prinz vernahm, daß Andolosia ausgeschickt werden sollte, für ihn um eine Gemahlin zu werben, begab er sich zu ihm und bat ihn freundlich, sich der Sache ernstlich anzunehmen, daß sie zu Stande käme, denn er hat Viel von der Schönheit Agrippina's gehört. Andolosia versprach ihm, allen Fleiß anzuwenden, nahm von ihm Urlaub und ritt mit seinen Leuten nach Famagusta zurück. Da bat er seinen Bruder, er möchte ihm das Hütlein noch einmal leihen, er werde bald wieder zurück kommen. Ampedo war willig und gab ihm das Hütlein wieder. Seinem Kämmerer aber befahl Andolosia, allen seinen Knechten gütlich zu thun, er wolle bald wieder bei ihnen sein. Darauf nahm er das Hütlein und wünschte sich in die Wildniß; wo die Aepfel standen, davon die Hörner wuchsen und wieder vergingen. Alsbald war er da, und wie er wieder zu den Bäumen kam, hingen sie voll schöner Aepfel. Nun wußte er nicht, welches die einen oder die andern wären, er ging ungern daran, einen zu essen, doch mußte er es thun, denn er konnte die Prinzessin der Hörner nicht entbinden, wenn er nicht der rechten Aepfel einen mitbrachte. Er nahm also auf Gerathewohl

einen Apfel und aß ihn; da wuchs ihm ein Horn; darnach aß er den andern, da verschwand es ihm wieder. Also nahm er etliche von diesen und fuhr damit gen Hibernia vor das Kloster. Er klopfte an, ward eingelassen und zur Aebtissin geführt; er bat bei ihr um eine heimliche Unterredung mit Agrippina.

Die Aebtissin gewährte es gerne und schickte nach Agrippina, denn sie kannte den Andolosia noch wohl. Diese erschrack über des Ritters Ankunft und empfing ihn nicht gar freundlich, denn sie wußte nicht, warum er gekommen war. Da ging er mit ihr beiseit und sprach: Agrippina, sind dir die Hörner noch so zuwider, wie damals, da ich von dir ging? Ja, und je länger, je mehr, entgegnete sie. Er sprach: Wenn du sie nun los würdest, wohin stünde dir der Sinn? Sie antwortete: Wohin sollt ich anders begehren, als gen London, zu meinen lieben Eltern? Andolosia sprach: Agrippina, Gott hat dein Gebet erhört, und was du begehrst, das wird dir gewährt. Darauf gab er ihr einen Apfel zu essen, hieß sie ein wenig darauf ruhen und wieder aufstehen, da war sie der Hörner ganz ledig. Die Magd, die ihr beigegeben war, flocht und zierte jetzt ihr Hauptthaar; so trat sie vor die Aebtissin, und da diese die Jungfrau so schön geschmückt sah, rief sie allen Frauen im Kloster, daß sie die Agrippina sehen sollten, wie sie in kurzer Zeit so schön geworden, indem ihr die leidigen Hörner vergangen seien. Als sich alle verwunderten, sprach Andolosia: Laßt euch das nicht Wunder nehmen, Gott vermag alle Dinge, ihm ist nichts unmöglich; wem er wohl will, wider den mag Niemand sein. Wisset, Agrippina ist eine Königin

und von königlichem Stamm geboren; ich werde sie jetzt ihren Eltern wieder zuführen, und ehe daß ein Monat vergeht, so wird sie an einen Königsohn vermählt sein, und zwar an einen so schönen Jüngling, wie einer jetzt auf Erden nur leben mag.

Nun zählte Andolosia der Aebtissin hundert Kronen, die er ihr und den andern Frauen als Abschiedsgeschenk hinterließ, und dankte ihr, daß sie die Agrippina so gütlich gehalten; deßgleichen dankte ihr auch Agrippina gar höflich. Darauf beurlaubten sie sich und gingen aus dem Kloster. Sobald Andolosia auf das Feld kam, rüstete er sich mit seinem Hütlein und führte die Prinzessin gen London vor des Königs Palast, darin ihm so große Untreue widerfahren war, und kehrte gen Famagusta zu seinem Bruder und seinen Dienern zurück.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie die schöne Agrippina dem Königsohn in Cypern anvermählt, und Andolosia von zween Grafen gefangen wurde.

Und es geschah, als Agrippina wieder gekommen war, und ihre Eltern es inne wurden, waren sie sehr froh samt Allen, die am Hofe waren. Es wurde ein herrliches Fest angestellt, daß die verlorne Tochter wieder gefunden war. Während sie nun in so hohen Freuden lebten, kam die Nachricht, daß Boten kämen, vom König von Cypern ausgesendet, mit großem Gefolg, um für ihren Königssohn zu werben um die schöne Agrippina. Diese wurden auf's Schönste empfangen, und als sie vier Tage in der Stadt gewesen, schickte

der König nach ihnen. Da erschienen sie in herrlichem Aufzug, Jeder nach seinem Stand, ein Herzog, zwei Grafen und viele Ritter und Knechte, und nun fing man an von der Heirath zu reden. Als die Königin hörte, daß sich's um Agrippina handelte, fiel es ihr schwer, ihre liebe Tochter so ferne vom Lande zu geben, zumal Einem, von dem man nicht wußte, ob er krumm oder lahm, taub oder blind wäre. Das vernahmen die Gesandten und sie baten, auch mit der Königin reden zu dürfen. Da zogen sie das Bild ihres Königssohns hervor und ließen es sehen. Wie der König seine schöne Gestalt sah, fragte er, ob er wirklich auch so wäre? Da schwuren sie dem König und der Königin einen Eid, daß derselbe noch viel schöner gestaltet, auch nicht mehr, denn vierundzwanzig Jahr alt war. Das gefiel ihnen beiden gar wohl.

Die Königin nahm das Bild und brachte es ihrer Tochter Agrippina; sie sagte ihr, wie man sie einem Königssohn geben wollte, der noch viel schöner wäre, als wie er auf diesem Bild dargestellt sei. Agrippina glaubte solcher Versicherung und willigte ein. Als die Eltern dieß vernahmen, redeten sie weiter mit den Gesandten aus Cypern, und die Heirath wurde beschlossen.

Darnach ließ der König viele Schiffe zurichten mit Leuten, Speise und Allem, was dazu gehört, rüstete die Prinzessin aus mit köstlichen Gewanden und Kleinodien nach allen Ehren, und gab ihr auch ein schönes Gefolge von Frauen und Jungfrauen. Als die Schiffe geladen und bereit waren, nahm die Königstochter Urlaub von Vater und Mutter und sprach: Der allmächtige Gott im Himmel wolle euch in seinem Schutz erhalten

und euch Gesundheit und langes Leben verleihen. Dann kniete sie nieder vor ihrem Vater und sprach mit großem Seufzen und weinenden Augen: Ich begehre euren Segen, da ich jetzt von euch scheiden muß, denn ich weiß, daß ich euch und meine Mutter nimmer sehen werde.

Der König sprach: Agrippina, mein liebstes Kind, der Segen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes wolle dich beschirmen vor allem Herzeleid, und verleihe dir Gesundheit, langes Leben, Friede, Genügsamkeit und das Wohlwollen aller Menschen. Die Königin, ihre Mutter, konnte nicht Mehreres, als nur weinend Amen zu dem Wunsche des Vaters sprechen. Nun stand Agrippina auf und ging mit all

ihrem Volk zu Schiffe, und war Jedermann leid, daß die Prinzessin von dannen schied, und man sie nimmer sehen sollte.

Also fuhren sie dahin in Gottes Namen: der verlieh ihnen gutes Wetter, daß sie frisch und gesund gen Famagusta kamen. Dort hatte der König eine Herzogin, vier Gräfinnen und viele edle Frauen bestellt, welche die Prinzessin gar ehrenvoll empfingen. Da waren auch köstliche Speisen und Getränke bereitet, und bekam Jedermann genug, der Fremde, wie der Einheimische; und Junge und Alte waren froh, daß ihrem jungen König ein so schönes Gemahl gekommen war. Dann standen viele Rosse und Wagen in Bereitschaft, und Jedermann wurde nach Ehren befördert.

So kamen sie gen Medusa, wo der König Hof hielt; er hatte die Vornehmsten seines Reichs, Männer wie Frauen versammelt. Wie köstlich sie auch zu Famagusta empfangen worden, so wurden sie noch zehen Mal herrlicher zu Medusa von der alten Königin und ihrem Gefolge, darnach von dem jungen König und seinem Volk empfangen. Dafür dankte Agrippina sehr freundlich mit fröhlichem Angesicht und schönen Geberden, und also ritten sie mit großem Jubel bis an den königlichen Palast, der auf's Schönste geschmückt war. Hier erst begann recht das köstliche Leben, und kamen alle Fürsten und Herren, so dem König von Cypern unterthan waren zierlich geritten; die brachten allerlei herrliche Gaben, so sie ihrem Herrn, dem jungen König, verehren wollten, ein Jeder nach seinem Vermögen.

Die Hochzeit begann und dauerte sechs Wochen und drei Tage, und Jedermann hatte während die-

Zeit genug. Andolosia schenkte unter andern Gaben ein Schiff mit Malvasier und Muskateller: der ward getrunken, als ob es Aepfelmost gewesen wäre; auch sonst war kein Mangel, so lange die Hochzeit währte.

Während dieser Zeit thaten die Fürsten und Herren nichts denn Rennen und Stechen, Turnieren und andre derartige Kurzweil; am Abend aber beim Tanz gab man den Preis dem, der das Beste den Tag über gethan hatte; die junge Königin setzte jedes Mal dem Sieger ein Kränzlein auf. Da wandte Jedermann allen Fleiß an, daß er vor der schönen Königin Ehre einlegte. Bei diesen Turnieren stach auch Andolosia, und that allweg das Beste in allen ritterlichen Spielen, also daß er oft den Preis gewann.

Nun begab es sich einmal, daß der Preis ausgegeben werden sollte, der billig dem Andolosia gebührt hätte, er ward aber ehrenhalber dem Grafen Theodor von England gegeben, der als Begleiter mit der Königin gekommen war. Dessen achtete Andolosia wenig und gönnete ihm die Ehre wohl; doch sprach alles Volk, Andolosia hätte den Preis eher verdient, als Graf Theodor. Als dieser es hörte, verdroß es ihn: er wurde ihm neidig und machte einen Bund mit dem Grafen von Limosi, der ein Raubschloß auf einer kleinen Insel, unweit Famagusta hatte. Beide hielten nun Rath, wie sie dem Andolosia Spott und Schande zufügen, oder gar ihn umbringen möchten, damit er vom Hof käme und keinen Grafen oder Edelmann mehr ausstäche.

Als nun die Hochzeit ein Ende hatte und Andolosia heimreiten wollte, fielen ihn die beiden Grafen aus einem Hinterhalt an, erstachen seine Diener und führten

ihn auf die Insel nach Limosi in das Schloß, wo sie ihn wohl verwahrten, also, daß er nicht entkommen konnte. Da versprach er denen, die ihn hüteten, großes Gut, wenn sie ihm davon hülfen; die wollten aber nicht trauen, und vermeinten, wenn er davon käme, würde er ihnen nichts geben. Den Seckel aber durfte er ihnen nicht zeigen, weil er fürchtete, sie möchten ihn ihm nehmen, also war er in großen Nöthen.

Inzwischen kam die Nachricht vor den König, daß alle Diener Andolosia's erstochen seien, von ihm selbst aber Niemand wisse, ob er todt oder lebendig wäre; auch habe man keine Vermuthung, wer es wohl gethan habe. Die beiden Grafen aber ritten wieder an des Königs Hof und hielten sich stille, als ob sie nichts darum wüßten.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wie Ampedo das Wünschhütlein verbrannte und Andolosia von einem der beiden Grafen umgebracht wurde, die aber dann beide ihren Lohn erhielten.

Als nun Andolosia verloren gegangen war, kam die Kunde auch vor seinen Bruder Ampedo: der schickte alsbald Leute zu dem König und ließ ihn bitten, er möchte ihm doch wieder zu seinem Bruder verhelfen. Der König ließ ihm sagen: Es wäre ihm leid um seinen Bruder Andolosia, und er wolle allen Fleiß anwenden, um zu erfahren, wo er wäre; würde er es inne, so sollte ihn kein Geld dauern, und würde es sein halbes Reich kosten, er wollte ihn frei machen.

Ampedo gedachte nicht anders, denn er wäre von wegen des Seckels um seinen Bruder gekommen, und man werde den Andolosia so lange martern, bis er von dem Hütlein Kunde gebe; alsdann würde man auch dessen habhaft werden, was aber nimmermehr geschehen solle. Er nahm also im Zorn das Hütlein, hakte es in Stücken, und warf die in's Feuer; er blieb so lange dabei stehen, bis es zu Asche verbrannt war und Niemand mehr seine Freude daran haben konnte. Nun hatte er stets Boten zu dem König unterwegs, aber so viel ihrer zurückkamen, so brachte doch keiner eine Botschaft, daß man erfahren hätte, wohin sein Bruder gekommen wäre. Darüber ward er so sehr betrübt, daß er in eine tödtliche Krankheit fiel und Todes verschied.

Und es geschah, als etliche Tage vorüber waren und die Grafen hörten, daß es dem König leid wäre um Andolosia, stellten auch sie sich traurig. Da ließ der König ausrufen: Wer gewisse Kunde brächte, wo Andolosia hingekommen wäre, der sollte 1000 Dukaten bekommen, möchte jener nun lebendig oder todt sein. Aber Jedermann hielt reinen Mund. Indem nahm der Graf von Limosi Urlaub von dem König und kam in sein Schloß, wo Andolosia gefangen lag. Als dieser den Grafen sah, freute er sich, denn er vermeinte Hülfe und Gnade zu erlangen. Er bat den Grafen, ihn des Gefängnisses zu entledigen, wußte aber dabei nicht, wessen Gefangener er wäre, oder warum er in so harter Gefängniß gehalten wurde; wenn er Jemanden ein Unrecht gethan hätte, sagte er, so wollte er ihm gerne Genüge thun mit Leib und Gut. Aber der Graf sprach: Andolosia, du bist nicht darum hergeführt, daß man

dich wieder von dannen läßt; du bleibst mein Gefangener und mußt mir sagen, von wannen du so viel Geld hast, das du das Jahr über ausgibst. Mache dein Bekenntniß nur kurz, sonst will ich dich also martern, daß du froh wirst, wenn du es nur sagen darfst. Da Andolosia das hörte, erschrack er sehr und wußte nicht, was er sagen sollte; endlich gab er an: zu Famagusta, in seinem Haus, da wäre eine Grube, die habe ihm sein Vater gezeigt, als er am Sterben war, wie viel Gelds er daraus nehme, so sei noch immer mehr darinnen: er möge ihn also gefangen gen Famagusta bringen, so wollte er ihm die Grube zeigen. Das wollte dem Grafen nicht genügen; er nahm ihn aus dem Kerker und ließ ihn peinigen. Andolosia duldete es lange und blieb bei seiner Aussage. Als der Graf merkte, daß er nicht bekennen wollte, ließ er ihn noch grausamer martern, also, daß Andolosia vor großen Schmerzen nicht länger schweigen konnte, sondern von der Eigenschaft des Glücksseckels anfing. Wie der Graf dieß hörte, nahm er den Seckel von ihm, versuchte ihn und fand wirklich die gute Eigenschaft an ihm. Da ließ er den armen Andolosia wieder in den Stock setzen und übergab ihn seinem vertrauten Kerkermeister. Er bezahlte alle seine Schulden und kam ganz vergnügt wieder an des Königs Hof zu seinem Gesellen Graf Theodor. Nun hielten sie viel Gesprächs mit einander, wie er mit Andolosia umgegangen, bis er ihm den Seckel abgenöthigt hätte und wie fest er ihn gefangen hielte. Graf Theodor sprach: So gefällt es mir nicht; er wäre besser todt als lebendig; ich habe an des Königs Hof vernommen, er sei ein Schwarzkünstler und könne durch die Lüfte fahren; wenn er uns entwischte

und der König erführe, wie es ihm ergangen, möchte es uns das Leben kosten. Darauf sprach der Graf von Limosi: Er liegt so hart gefangen, daß er uns keinen Schaden zufügen kann. Da nahmen sie beide Geld aus dem Seckel so viel sie wollten, doch hätte Jeder gerne den Seckel gehabt. Endlich wurden sie darüber eins, daß ihn ein Jeder ein halbes Jahr haben sollte. Nun war Graf Limosi der Aeltere, darum sollte er den Seckel das erste halbe Jahr haben. So viel die beiden Grafen jetzt auch Geld hatten, sie durften es doch nicht ohne Scheu gebrauchen, damit kein Argwohn auf sie fiele; und wiewohl sie herrlich und in Freuden lebten, so lag doch Graf Theodor seinem Gesellen immer im Ohr und meinte, Andolosia wäre besser todt, denn lebendig, und besorgte, sie kämen um den Seckel. Auch gedachte er, wenn der Seckel an ihn käme, wolle er sich mit demselben davon machen, und zwar so weit weg, daß er vor dem König und vor seinem Gesellen sicher wäre. Eines Tags bat er den Grafen, er möchte ihm eine Vollmacht geben, daß man ihn im Schloß Limosi zu dem Gefangenen ließe; das gewährte ihm der Graf von Limosi. Da fuhr Graf Theodor nach dem Schloß, wo Andolosia lag. Dieser saß elendiglich und trostlos im Stroh: Arm und Bein waren ihm beinahe abgefault. Als er den Grafen Theodor erblickte, empfing er großen Trost, denn er vermeinte, der Graf von Limosi habe ihn gesandt, um ihn ledig zu lassen. Aber Graf Theodor hub an und sprach: Sage mir, Andolosia, hast du keinen Seckel mehr, als den, welchen du meinem Gesellen gegeben hast? gib mir auch einen. Er sprach: Gnädiger Herr Graf, ich habe keinen mehr; hätte ich aber einen

solchen, er wäre euch unversagt. Der Graf sprach: man sagt, du seiest ein Schwarzkünstler und könnest in den Lüften fahren und den Teufel beschwören: warum lässest du dir nicht von dannen helfen? Andolosia antwortete: Herr Graf, ich kann's nicht, nur mit dem Seckel habe ich meine Kurzweil gehabt: den will ich nun euch und eurem Gesellen vor Gott und der Welt überlassen, und keinen Anspruch mehr darauf machen; aber um Gotteswillen bitte ich euch, erlediget mich armen Mann, auf daß ich nicht so elendiglich ohne Beicht und Sakrament sterbe. Der Graf sprach: willt du jetzt deiner Seele Heil betrachten, warum hast du es nicht gethan, als du deinen Hochmuth vor dem König getrieben und uns alle Unehre bewiesen? Wo sind nun die schönen Frauen, denen du so wohl gedienet hast, und die dir den Preis gaben? Die heiß dir jetzt helfen. Ich merke wohl, du wärest gern aus dem Gefängniß; laß dir die Zeit nicht lang werden, ich will dir bald davon helfen. Da führte er den Henker bei Seite, und bot ihm 50 Dukaten, daß er Andolosia erwürgte: das wollte er nicht thun und sprach: er ist ein braver Mann, und gar schwach, er stirbt bald von selbsten; darum will ich nicht diese Sünde auf mich laden. Da sprach der Graf: gieb mir einen Strick, ich will ihn selbst erwürgen, und nicht von dannen gehen, er sei denn todt. Auch das wollte der redliche Mann nicht thun. Also nahm der Graf seinen eigenen Gürtel, so er um hatte, legte ihn dem Andolosia um den Hals, und mit seinem Dolch wirbelte er den Gürtel zu, und erdrosselte also den Andolosia sitzend; er gab dem Knecht Geld, daß er den Leichnam hinweg schaffe, dann säumte er sich

nicht mehr lang und nahm den Weg gen Cypern an des Königs Hof, zu seinem Gesellen. Der fragte ihn heimlich: wie es mit Andolosia stände? Graf Theodor sprach: Es steht also um ihn, daß wir nichts mehr von ihm zu fürchten haben: ich habe ihn selbst erwürgt, denn ich konnte keine Ruhe haben, bis ich wußte, daß er todt wäre. Er meinte, er hätte es wohl gemacht und wußte nicht, wie übel er gethan hatte.

Als nun drei Tage vergangen waren, da war das halbe Jahr aus und der Seckel sollte auf den Grafen Theodor übergehen. Also ging dieser ganz freudig zu dem Grafen von Limosi und sprach: Nimm so viel Geldes, daß du genug hast, denn mir gehört jetzt der Seckel. Dessen weigerte sich der Graf nicht und sprach: Ich will's gern thun, aber, wenn ich den Seckel ansehe, so erbarmt mich Andolosia: ich wollte, du hättest ihn nicht getödtet, er wäre von selber gestorben. Graf Theodor sprach: Ein Todter macht keinen Krieg. Also gingen sie in die Kammer, wo der Seckel war. Graf Theodor nahm ihn in die Hand und wollte zählen, wie er sonst gethan hatte: da war nichts mehr im Seckel. Sie wußten beide nicht, daß der Seckel die Kraft verloren hatte, weil Ampedo und Andolosia gestorben waren. Da sie aber kein Geld aus dem Seckel zu bringen vermochten, sah einer den andern lange an. Endlich rief Graf Theodor voll Grimm: O du falscher Graf, willt du mich also betrügen und mir einen andern Seckel statt des guten geben; das soll nimmer geschehen! auf der Stelle bring mir den tugendreichen Seckel. Der andere sprach: Das ist der Seckel, den ich dem Andolosia abgenommen; ich habe keinen andern; wie es

aber zugeht, daß er nicht mehr ist, wie zuvor, das begreif ich nicht. Diese Antwort genügte dem Theodor nicht; er wurde je länger, je zorniger und rief: Du willt ein Bösewicht an mir werden, aber das soll dir nicht gut bekommen. Damit zog er vom Leder. Als der Graf von Limosi das sah, war er auch nicht faul. Beide machten ein Gepolter, daß die Knechte kamen und die Kammer aufstießen: als sie ihre Herren mit einander im Gefecht sahen, liefen sie dazwischen und schieden sie von einander. Aber der Graf von Limosi war bis auf den Tod verwundet; das sahen seine Diener und fingen den Theodorus.

Nun kam die Geschichte vor den König nach Hof, wie die zween Grafen, so immer so gute Gesellen gewesen, sich auf Tod und Leben geschlagen hätten. Der König befahl, man sollte sie beide gefangen vor ihn bringen, auf daß er die Ursache ihrer Uneinigkeit erführe. Als man dem Befehl des Königs gehorchen wollte, konnte man den todtwunden Grafen von Limosi nicht bringen, also wurde Graf Theodor allein vor den König geführt. Als man diesen fragte, warum sie beide, sonst so innige Freunde, sich auf den Tod geschlagen hätten, so wollte er Anfangs mit der Wahrheit nicht heraus. Zuletzt aber zwang ihn die Folter dazu, und er gestand den ganzen Handel, wie sie mit Andolosia umgegangen waren. Darüber ward der König von Herzen betrübt und ergrimmte über die Mörder. Ohne langes Bedenken fällte er das Urtheil, man sollte sie mit dem Rad hinrichten; wenn der Graf von Limosi krank wäre, so sollte man ihn auf die Richtstatt tragen, wäre er aber todt, so sollte man seinen Leichnam auf's Rad legen. Dieses Urtheil wurde an den

beiden Mördern vollzogen, und war ihr gerechter Lohn, denn sie hatten es an dem armen Andolosia verschuldet.

Als nun die beiden Verbrecher um des Seckels wegen, mit dem sie nur so kurze Zeit ihre Freude gehabt hatten, gerädert waren, schickte der König von Stund an all sein Volk auf die Insel Limosi, und ließ Schlösser, Städte und Dörfer einnehmen, absonderlich in dem Schlosse, darin der gute Andolosia gefangen gesessen, ließ er fahen Mann und Weib, und alle, die um den Mord wußten und es verschwiegen hatten, ließ er ohne Barmherzigkeit vor dem Schloß erhenken. Da erfuhr er auch, daß sie den Leichnam Andolosia's in eine Wassergrube, nicht ferne vom Schloß, geworfen hatten. Er befahl, ihn herauszuziehen und gen Famagusta zu führen; allda ließ er ihn mit großer Feierlichkeit begraben und in der von seinem Vater gestifteten Kirche beisetzen. Es war dem alten König und seiner Gemahlin, so wie auch dem Königsohn und seiner Gemahlin Agrippina sehr leid um den guten Andolosia. Weil sie aber alle beide, Ampedo und Andolosia, keine Erben hinterlassen hatten, so nahm der König den herrlichen Palast selbst ein und fand darin großes Gut und kostbaren Hausrath, Kleinodien und Baarschaft. Er bezog ihn mit seiner Gemahlin, und hielt darin so lange Hof, bis sein Vater, der alte König von Cypern, mit Tod abgegangen war. Alsdann nahm er das Königreich ganz ein. Also endet die Historie von Fortunatus und seinen Söhnen, woraus Jeder erlernen mag, daß Vernunft und Weisheit vor allen Schätzen der Welt zu erlangen, alle Menschen begierig sein sollen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

748

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schönhuth, Ottmar Friedrich Heinrich,

Fortunatus mit seinem Seckel und Wünschhütlein Eine gar wundersame und anmuthige Historie. Mit schönen Figuren. Auf's Neu erzählt für Jung und Alt von Ottmar F. H. Schönhuth

Reutlingen 1849

P.o.germ. 1333 by
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10119721-4